P Germ 189.3

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Der Freihafen.

Erſtes Heft.

Digitized by Google

Folgende höchſt intereſſante Werke ſind ſo eben bei mir erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Th. Mundt, Dr. Der Delphin, Almanach für 1838. Mit Stahlſtich. eleg. geb. 1½ Rthlr.

— — Spaziergänge und Weltfahrten. Erſter Band: 1. Briefe aus London. 2. Tagebuch aus Paris. 8. geh. 2 Rthlr.

(Der zweite Band iſt unter der Preſſe.)

Couſin, V. (Staatsrath), Reiſe nach Holland. Aus dem Franz. von Dr. J. C. Kröger. gr. 8. 2 Bände. geh. 3 Rthlr.

Schoppe, Amalia, geb. Weiſe. Erinnerungen aus meinem Leben. 8. 2 Bände. geh. 3 Rthlr.

Souveſtre, E., Reich und Arm. Roman a. d. Franz. von J. Schoppe. 8. 2 Bände. geh. 2⅓ Rthlr.

Gerke, Fr. Clemens, Thespis. Originalbeiträge für die deutſche Bühne. 1r Band. 8. geh. 1½ Rthlr.

Staatslexicon, herausgegeben von K. v. Rotteck und K. Welcker. gr. 8. 1r—5r Band. Jede Lieferung ½ Rthlr.

Digitized by Google

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft
und Wiſſenſchaft.

Erſtes Heft.

Von C. G. Carus, H. Koenig, Dr. Miſes,
K. Roſenkranz, K. A. Varnhagen von Enſe u. A.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1838.

Digitized by Google

PGerm 189.3

HARVARD COLLEGE
MAR 1 1938
LIBRARY

Ingraham Fund

Digitized by Google

Vorwort.

Der **Freihafen** beſtimmt ſich zur Aufnahme von Darſtellungen jeder Art und Form, die mannigfaltige Bezüge zu dem fortlaufenden bewegten Leben haben ſollen, aber ſich in keiner von vornherein zu bezeichnenden Tendenz abſtecken werden. Vielmehr ſoll das Tendenzartige unſerer Mittheilungen dem Perſönlichen in dieſen Blättern ſich unterordnen, indem es hauptſächlich darauf abgeſehen iſt, für einen Kreis von Autoren, deren jeder ein eigenthümliches Ziel verfolgt, eine würdige Stellung zum Publicum zu behaupten und dadurch einem Theil der Literatur ſelbſt gewiſſermaßen ein Aſyl gegen Vereinzelung und Vereinſamung der Kräfte zu gewähren. Der deutſchen Literatur nach verſchiedenen Seiten hin ein ſolches Relief zu geben, möchte mehr als je an der Zeit und im Intereſſe der Schriftſteller ſelbſt ſein, um in dem Gefühl der Gemeinſamkeit das Gefühl der Ehrenhaftigkeit des deutſchen Literatenſtandes zu ſtärken und zu beleben.

Der Redaction liegt bereits ein vielfältiger Stoff vor, um mit der befreundeten Leſewelt ein lebhaftes und ununterbrochenes Wechſelverhältniß zu unterhalten. Die Haupt-

Digitized by Google

artikel eines jeden Heftes dieſer Blätter werden ſich durchaus unabſichtlich aneinanderreihen und durch die Individualität ihrer Verfaſſer auf das Verſchiedenartigſte ſich charakteriſiren. Dem theilnehmenden Leſer bleibt es überlaſſen, ſich die Eindrücke davon, wenn es ihn dazu drängt, auf allgemeine Reſultate zurückzuführen, In den **Literaturblättern** aber, die ſich in jedem Heft mit einigen hervorſtechenden Erſcheinungen und Ergebniſſen beſchäftigen werden, wird ſich mit der Zeit eine abſichtlichere Einwirkung auf den heutigen Literaturzuſtand Geltung zu verſchaffen ſuchen, und zwar in einer einfachen und wiſſenſchaftlich gehaltenen Weiſe, die geeignet ſein kann, das Geſchäft der Kritik zu einem wohlthuenden und ehrenwerthen zu machen. Die **Correſpondenzblätter** werden einen freien Spielraum für eine bunte Reihe literariſcher und tagesgeſchichtlicher Notizen darbieten, die größtentheils aus Privatbriefen und Originalmittheilungen zuſammengeſtellt ſind, oft aber von der Redaction nach dem ihr vorſchwebenden Maßſtab des Zuläſſigen überarbeitet erſcheinen. In dieſen kleinen Artikeln iſt die locale Anknüpfung und Beleuchtung der Gegenſtände vorherrſchend, und dies dürfte das weſentlichſte Intereſſe ſein, das unter dieſer Rubrik für den, Der eine Kunde von der Oertlichkeit der heutigen literariſchen Erſcheinungen einzuſammeln bemüht iſt, in Anſpruch genommen werden ſoll. —

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniſs.

I. **Scheidewege.** Von K. A. Varnhagen von Enſe S. 1

II. **Excommunication. Blicke aus dem Leben in die Zeit.** Von H. Koenig . = 35

III. **Geiſtliche Antiphonien.** Von K. Roſenkranz . . . . = 83

IV. **Briefe über das Erdleben.** Von C. G. Carus . . . . = 104

V. **Gedichte aus den Bergen.** Von D. Miſes 153

VI. **Literaturblätter.**

1. **Deutſche Lyrik und Wilhelm Müller.** Von D. Miſes . . . . = 165

2. **Studien über Diderot.** Von Karl Roſenkranz . . . . = 183

VII. **Correſpondenzblätter.**

Altona. (Dr. Steinheim. Poels Nachlaß.) = 215

Berlin. (Neue Bereitung von Mumien. Profeſſor Steffens. Berliner Volksleben. Immermanns Opfer des Schweigens. Theaterrecenſionen in der Preuß. Staatszeitung. Der Komiker Schmelka. W. Alexis, A. Rebenſtein. Dr. E. Meyen. Geſellſchaftlicher Auf-

Digitized by Google

wand in Berlin. Siemens aus Helgoland in Berlin . . . . S. 217

*Berlin. (Die römiſche Frage und die hieſige Stimmung. — Subſcriptionen für die göttinger Profeſſoren.)

Bunzlau. (Neue Verlagsartikel der Appun'ſchen Buchhandlung: Ueberſetzungen von George Sand. — Etwas über Laun's Memoiren. — Mügge's Tänzerin und Gräfin.

Hamburg. (Der Telegraph. — Die vertrauten Briefe über Hamburg und die hamburger Polemik. — Die Neue Zeitung. — Ein Roman bei Nacht und Nebel. —)

Jena. (Mittheilungen aus Knebel's Nachlaß über das Chriſtenthum.

Königsberg. (Geiſt des hieſigen geſelligen und literariſchen Lebens. — Profeſſor Roſenkranz. — Alexander Jung. — Auszüge aus einer Univerſitätsrede von Roſenkranz über das Duell.) . . . . = 243

Leipzig. (Die Novellen Biondetta im Taſchenbuch Urania und ihr Verfaſſer. — Die leipziger Allgemeine Zeitung. — Die Geſetze des Bundestages und Preußens über den Nachdruck und das literariſche Eigenthumsrecht.) = 247

Paris. (Das Panorama de l'Allemagne und Hr. Savoye. — Nachrichten von Heine. — Der Artikel des Marquis von Cuſtine über Rahel. — Dr. Guhrauer.) . . . . . . = 251

Digitized by Google

I.

Scheidewege.

Tübingen 1808. 1809*).

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da ſind wir denn in Tübingen! Am 1. ſpät Abends, bei vollem Mondſchein, der die Berge und ihre vom Herbſt wunderkräftig gebräunte Waldung ſchön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den erſten Tagen die Stadt und Gegend, die Anſtalten und zum Theil auch die Menſchen, ſchon zur Gnüge angeſehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reiſen? Es war eine kühne, friſche That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich ſchon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erſcheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend iſt ſchön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, ſind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederſchlagend! Wir haben ganz daſſelbe Gefühl, Harſcher und ich, da doch ſonſt unſre Seelenſtimmungen weit auseinander liegen, ſo wie die

*) Aus den Denkwürdigkeiten des Verfaſſers.

Digitized by Google

Gegenſtände verſchieden ſind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß alſo doch etwas in der Sache ſein, was uns beide ſo benimmt und beängſtigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beſchuldigen, aber deſto mehr die grelle Verſetzung, die wir zu leichtſinnig gewagt, den ungeheuern Abſtand des Lebens hier von unſrem in Berlin; wir dachten den ſo leicht zu ertragen, und ich ſehe ſchon, wir können es beide nicht! — Für mich iſt das Schlimmſte, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu ſein glaubte, ſich hier grade am heftigſten erneuen. Von allen Seiten beſtürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefſten des Herzens will, das iſt mir klar und gewiß; aber davon iſt nicht die Rede! Die Rede iſt davon, daß ich eine Geſtalt finde, in der mein Leben ſich das Ziel jenes innerſten Wollens aneignen könne, und da ſind ſo viele Wege, da begegnen mir auf jedem günſtige und widrige Zeichen. Es iſt kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieſer Beruf iſt mir lieb, und ich kann darin glücklich ſein. Aber es liegt in den Umſtänden, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und ſo lieb mir der Ort an und für ſich iſt, ſo wenig darf ich ihn jetzt für mich wünſchen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulaſſen, die franzöſiſcher Herrſchaft unterworfen iſt, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes ſich als freie deutſche erhalten! Soll man überhaupt in ſolcher Zeit ſich niederlaſſen? Und was kann man ſonſt thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich alſo

auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutſchland iſt noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, ſo bleibt mir ein entſchiedner Anſpruch ewig unbefriedigt. Aber auch geiſtige Thätigkeit reizt mich, litterariſche, auf das geſellſchaftliche Leben wirkſame; ſollt' ich nicht als Schriftſteller leben können, und auch hier mitunter die gewünſchte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt, was ſoll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, ſofern ich gewählt habe, und auch da zuerſt nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das ſteht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'ſchen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich faſt ſchämte einzutreten; ſo winzig, eng und ſchmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen ſehen, alte wohl! Und noch dazu iſt dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hauſe ſind, von wo ſie ausgehn. Der eine, emſig beſchäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerkſame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor ſprechen wollte, zwei ſchmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant ausſah, ſogar ein Sopha breitete ſich hinter einem Tiſche, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu ſehen bekommen, denn Studenten und Profeſſoren haben ſo ſchwelgeriſche Gewohnheiten nicht. Cotta

Digitized by Google

trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geſchmeidig in eckigen Manieren, in ſchwäbiſcher Gemächlichkeit raſch; er war prompt, artig und meinen Wünſchen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch ſchon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit ſeiner Frau und ſeinen zwei artigen Kindern ſah, als freundlichen liebevollen Hausvater, den das luſtige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beſte Laune ſetzte; auch die Frau war voll Güte, doch ſehr gehalten, maßvoll und verſtändig, im Praktiſchen gewiß nicht leicht zu irren noch zu umgehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte gefliſſentlich eine prächtige Beſchreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernſtieg, von der reizenden Lage, der ſchönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländiſcher Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das ſüßeſte Behagen, daß man hier ſolchen Glanz nicht nöthig habe, in der geringſten Einrichtung ſich behelfe. Dabei leugnet Cotta ſeine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuſer, und in ſeinen Geſchäften gedeiht alles beſtens. Und wie klug ſpricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig iſt ſein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändleriſchen Intereſſen verſteht, ſo ſind ſie ihm doch gar nicht das Höchſte; er hat ſein eignes Urtheil, ſeinen eignen Geſchmack. Wir ſprachen von Heinrich von Kleiſt's Penthe-

Digitized by Google

ſilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einſiedlerzeitung ihm übel mitſpielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zuſammenzog, und ſeine Kämpfer Weiſſer und Haug gegen ſie anrief. Auch in politiſchen Urtheilen fand ich ihn ſcharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausſehend, unerſchrocken, gar wohl als tapfrer Offizier zu denken. So ſehr wir, beſonders in litterariſchen Dingen, entgegengeſetzter Meinungen waren, ſo leicht und friedlich tauſchten wir dieſe aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert ſchien. Ich glaube, mir dem Norddeutſchen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachteſſen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit ſei zu gehen; um 8 hatte ſchon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häuſern abſcheulich, ein ſchmutziges Neſt, ſchwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, ſehen ſchrecklich aus, mittelalterige Fenſterchen, ſchiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tiſch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch ſich ſelbſt daran aufzuhängen, ſind die Möbel. Was man verlangt, iſt nicht zu haben, fremd, vom Hörenſagen bekannt; man ſchämt ſich, man ſcheint ſich frech, ſo viele Anſprüche zu machen. Dagegen

Digitized by Google

iſt die Landſchaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den ſchönſten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichſten Ausſichten, die ganze Gegend hat einen lieblich ſchwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben ſoll. Wie reizend fänden wir dieſes Stück Natur, wie genügend dieſen beſchränkten Umfang, könnten wir unſer berliniſch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir ſchon mehrere Bekanntſchaften gemacht. Ein Mediziner, der nächſtens als Arzt in ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philoſophie und Poeſie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktiſche, ſtreng auf ſein Fach verſeſſen, und wohlbeſchlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und ſpäter Ehrenmänner nennt, will ſich unſrer annehmen, und uns mit dem Neſte, wo er ſich ſo gut hat flügge werden laſſen, ausſöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und ſeinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch ſchon willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Manne, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedlerzeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth; nun die Männer bedürfen unſres Lobes

Digitized by Google

nicht, aber — es iſt doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum iſt vortrefflich; eine lebendige Darſtellung, ſcharfſinnig, eindringlich belehrend; doch die Anſtalt iſt klein, erſt im Entſtehen, und er ſelbſt wundert ſich, daß Reil und andre ſolche Rathgeber uns hieher gewieſen haben. Indeß könnten wir ſehr zweckmäßig unſer Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle ſtehen, zaudern wir, erſchrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unſerm Beruf, an dieſer Bahn wenigſtens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeſchnitten ſind. Wir haben ſchon zu viel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, geſellige Anregung, reizenden Umgang, Kunſt, große Tagesſtoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harſcher könnte noch eher ſich in Studien einſpinnen, ſeine Ideen können auch in der Einſamkeit geſund reifen, er iſt weniger auf das Leben in und mit der Welt beſchränkt, als ich; beſchränkt, das iſt der Ausdruck, denn angewieſen darauf iſt er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus dieſem Loch, in das wir gefallen ſind, ſich um jeden Preis hinausretten. Wir haben ſchreckliche Tage unter wechſelſeitigen Bekenntniſſen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußern Umſtände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieſer großen Kriſis war: fürerſt weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, beſonders für mich, der ich von Urſprung an in widerſtreitenden Bezügen gerungen, zurückgehalten von dieſen, fortgeriſſen von andern, verſpätet und verfrüht zugleich! Harſcher

nun, ſo nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in dieſen Tagen nach Baſel; dort wird er ſich beſinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch ſobald meine jetzt erſchöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachſen ſind, was zum Frühjahr gewiß geſchieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das ſein wird? Ich weiß es ſelbſt nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit iſt mir recht, — wenn ſich das Eine mir erfüllt! Wien ſteht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider ſchwank' ich nicht allein, Alle ſchwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Ausſichten; wo kein Punkt feſt iſt, alles nur in fortwährender Bewegung ſich gegenſeitig bedingen ſoll, da iſt ſchwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuſte Entſchluß wieder Muth, wir ſind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harſcher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich ſelbſt habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier. —

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harſcher iſt längſt in Baſel, und lädt mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hauſe mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat ſich Juſtinus Kerner ſehr an mich angeſchloſſen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erſt recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menſchen, ächte, urſprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoeſieen ſchon bekannter Name, jene unreifen, vergeſſenen Gedichte ſind es, die mir dieſe neuen Freunde verſchafft, aus dieſem geringen Faden

Digitized by Google

ſpann ſich die ſchönſte Verbindung. Die uns damals wegen unſres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn iſt ein ganz andrer, und wie reich iſt uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Troſt für ſchlechte Poeten, für ſchlechte Schriftſteller, aber in der That ein Troſt, ſobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth! Seine Lieder ſind Goethiſch, das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit deſſen Liedern: eben ſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung, aber ſein Geiſt iſt doch aus unſrer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich ſchicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Proſa ſtehe hier; von einer Geliebten wird geſagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's Le-

Digitized by Google

ben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen Kuß. Und drängt ſich in einen ſolchen Kuß nicht eines Lebens Laſt und Schmach?“ — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittlung, denn er iſt der entſchloſſenſte, hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unſern Bekker ſogar! keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen, und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten, und geſprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich euch aber von Kerner mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſrer norddeutſchen Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demſelben Hauſe —, der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Menſch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier

Digitized by Google

ſo wohl ſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich ſo manche bittre Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtentheils ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke, und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedlerzeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n ſelbſt, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen, edel, tapfer, und ſo menſchenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher ſollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Univerſität, er folgte der Beſtimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es ſei ſo wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müſſe, damit die Zeit verſtreiche, und ſo das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts ſonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich ſchmerzt, und ſo lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier ſtudirt, hat er ohne Anſtrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch ſchon Kranke mit

Digitized by Google

Geſchicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reiſt er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte ſchon wirken! Zu ſeiner Diſſertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Verſuche mit Thieren angeſtellt. In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen, und wer weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thür und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im Schlaf anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes; ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es nicht eben ſo wieder hemmen; die Erſcheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelſchwingungen des Ringes am ſeidnen Faden, das Umdrehen des Schlüſſels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetiſches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo denn der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei

Digitized by Google

zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen, und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück, in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie graden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz ſchlecht, die Landſtraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Poſthalter gab uns ſehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußt' ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die ſchwarzblauen Berge ſtachen ſcharf gegen den hellen Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunkeln Ernſt überall die dünnen Wolkenwogen, welche um ſie her ſpielten. Nachdem wir das Neckarthal ver-

Digitized by Google

laſſen, eröffneten ſich neue ſchönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einſt mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den Kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in dieſem Schwaben iſt ſo gedrängt und nah, kaum iſt ein Gegenſtand erſehen, ſo iſt er auch ſchon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine ſolche Stadt zu ſehen, die ordentliche Häuſer hat, ſehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebſame, wohlhabende Einwohnerſchaft, deren Schlag mir hübſcher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die erſten Geſichter mich irre führten. An allem ſieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsſtadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinſinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da iſt, iſt von ſonſt. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die ſich durch Arbeitſamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigſten Antheil an dem ganz demokratiſchen Gemeinweſen hatten, und ihre jährlichen Magiſtratsperſonen frei wählten; daß ſie auch kriegeriſch in früherer Zeit geweſen, bezeugen die hohen Mauern, feſten Thürme und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war, als ob die Leute mir die ſchmerzlichen Empfindungen anſähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsſtadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier ſchütteten ſie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauensvoll gegen mich aus. Die armen Leute ſehen die Franzoſen als die allgemeinen Unheilsſtifter an, die ehemals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall

Digitized by Google

Herren eingeſetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrſchaft, denn die Franzoſen drückten ſchwer auf die Fürſten, und dieſe dann um ſo ſchwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrſcht dieſe Unzufriedenheit, der franzöſiſche Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieſes ſteht nirgends mit ihnen in einer gemeinſamen einträchtigen Maſſe vereint. Wunderbar ſtellen ſich damit die neuen preußiſchen Anordnungen in Gegenſatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen leſen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinweſens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden ſoll, — wenn auch, meines Bedünkens, nicht grade durch den beſten Mund, doch gewiß im beſten Sinn — die Zeitungen melden von einer Addreſſe an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt ſei abzufaſſen. Ich habe hier, wie ſchon früher in Franken, die regſte Theilnahme und ein feſtes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, deſſen Unglücksfälle niemand als letzte Entſcheidungen anſehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir beſuchten aber den berühmten Buchdrucker Juſtus Fleiſchhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl verſahen. Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniß wohlteile und geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen beſſern Eindruck, als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker,

Digitized by Google

wie man Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen, geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unſer Mann erzählte, ſeit die Stadt königlich geworden, habe ſich ſein Abſatz ungemein beſchränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wieder gegeben würde, erwiederte der Mann, unſre Meinung mißverſtehend, er würde gern manches ändern, aber es ſei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!" ſeufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!" Dieſe warme Theilnahme für ſein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner verſprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt ſeltenen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er verſprach, beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorſtellen, für etwas närriſch, daß wir uns mit ſeinem Löſchpapier befaſſen, und um ſeine Ausgaben kümmern. Daß auf unſrer Rechnung der Kaiſer Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angeſetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geſchah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. —

Die Briefe von Rahel ſind jetzt mein einziger Troſt. Was ſie mir ſchreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir iſt als wär' ich erſt durch ſie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämme=

Digitized by Google

rung gekannt. Beſonders iſt der ältere Briefwechſel, den ſie mir geſchenkt, reich an ſtarkem Ausdruck des Lebens, aus den höchſten ethiſchen Standpunkten, in reinſter Wahrheitsgluth. Harſcher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neueſten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preiſen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach dieſem Leſen beſonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerſtag den 1. December 1808. Nach einem zerſtreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meiſter, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darſtellung. Es war als hörte ich eine ſchöne, kräftige Troſtſtimme in der Bruſt, als fühlte ich eine ſanftſtreichende Hand auf den Augen, als flöſſe der Tag wieder in ſilbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meiſter ſo entzückt, wie bei dem diesmaligen Leſen, er rührt mich innig, und reißt mich zu ſtaunender Bewunderung hin; ich entdecke, indem ich die alten bekannten Züge ſchärfer faſſe, tauſend neue. Den Stil ſtudir' ich bis in's genauſte Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn ſehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu ſtellen, im Deutſchen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harſcher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, ſo dünkt mich jetzt dieſe Proſa gegen jene doch nur wie eine ſchwangere Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieſer Zauber der Vortrefflichkeit, dieſer wunderbare Lichtreiz, erſcheint mir am ſtärkſten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und

Digitized by Google

Lücken in dem Buche aufzuſpüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es iſt aber, als ob die Einſicht in dieſe Schwächen auch die Vorzüge heller ſtrahlen machte. Mir iſt als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunſtreiche, geheimnißvolle Werkſtatt des Dichters, ſähe ſeine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinſten Gebild, in das er verarbeitet worden, ſähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er ſich bedient, und könnte ihm ſein ganzes Verfahren abſehen, und es ſo gut wie er machen, — wenn er mir zu allem dieſen nur noch ein bischen ſeinen Kopf und ſeine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in ſolche Unterſuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten iſt; ſogar die Ueberſicht eines Ganzen und ſeiner Gliederung gewinn' ich meiſt nur auf dieſe Weiſe, und ich finde nach dem abſichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verſtändniß der ganzen Geſtalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich leſe aber auch, weil ich ihn doch perſönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierſtreifen, die als Abfall ausgeſchnittener Bilderchen auf meinem Tiſche lagen, als Zeichen und Freudenbänder ſchöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und ſo giebt er mir Geſchenk für Geſchenk zurück, daß ich beinah ſagen kann, dieſe Stelle ſei der Dank für dieſes Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkaſten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich

habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erſchienene Theorie der Geiſterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorſtellend, machte ſchon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der ſchauerliche Inhalt. Es iſt merkwürdig, wie Jung ſich zugleich als ſchlechter Denker und als geſchickter Darſteller zeigt. Sein raſtloſer, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er ſchlechthin alles auf den Buchſtaben des Chriſtenthums zurückführt, alle geſelligen und politiſchen Ereigniſſe davon abhängig macht, das Feuer ſeiner Ueberzeugung, alles dies reißt unſern Glauben auf einen Augenblick hin, und unſre Phantaſie nimmt er auf's ungeheuerſte dadurch ein, daß er alles, was für ſie gelten ſoll, grade als die baarſte Wirklichkeit nicht ihr, ſondern der ſinnlichen Anſchauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuſchung nennen, aber in einigen Stücken iſt doch der plumpe Aberglauben handgreiflich. Die Erſcheinungen des Magnetismus muß man am meiſten zugeſtehen, doch ſind das dunkle Regionen, mit denen ſich der beſonnene, dem Tage zugewandte Geiſt nicht gern befaßt, ſondern ſie den Forſchern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünſtigt ſind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und ſie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber ſeine willkürlichen Vorſtellungen vom bläulichen Dunſtkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, ſtellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit iſt rührend, ſeine Abſicht

Digitized by Google

ſehr redlich, nur hat er nicht friſche Geiſteskraft und ſcharfen Verſtand genug, um die wahre Bahn zwiſchen Unglauben und Aberglauben zu beſtimmen. Dieſe Bahn beſtimmt ſich für jeden Menſchen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beiſpiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Anſehen der gröbſten Erfindung, der handgreiflichſten Zuſammenſtellung nach dem Geſchehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieſer Geſchichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der franzöſiſchen Revolution vorhergeſagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Menſch, der die Biondetta hat ſchreiben können, bei dem iſt es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Dieſe Biondetta hab' ich nun ſeitdem geleſen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der franzöſiſchen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That ſpaniſchen Urſprungs, wie ja ſchon der Stoff ſpaniſch iſt; aber auf mich macht das Stück nicht einen ſolchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beiſtimmen könnte. Dagegen iſt mir eine Geſchichte, welche Jung ebenfalls erzählt, ſehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu ſich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt ſo etwas; man kann verwandte Sehnſucht fühlen und ihr folgen müſſen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, ſo leiſen Regungen offen ſteht, iſt ſo natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leiſeſten Mißton jedes Inſtruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerſpitzen ein As und ein Bild unterſcheidet. Aber davon

will ich eigentlich nicht reden, ſondern euch erzählen wie es uns erging. Wir laſen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geſchichte nach der andern ſo übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die ſich ſteigernde Aufdringlichkeit dieſes ganzen Geiſterſpuks dergeſtalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtſchläfrig und aufgereizt in banger Verſtimmung einander gegenüber ſaßen, und uns von Zeit zu Zeit anſahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geiſterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünſchten das Buch, billigten die Baſeler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt ſeiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einſam dieſer noch mehr zu verfallen, und beſchloſſen, die Nacht beiſammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu ſeinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen und ich bat ihn mich nicht zu verlaſſen. Spät und verſtört ſchliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unſeligen Lucubration! —

Dieſes Würtemberg iſt recht die Heimath des Spuk- und Geſpenſterweſens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven ſind nach dieſer Richtung beſonders ausgebildet. Das Land iſt gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltſamkeiten dieſer Art. Die Phyſiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, ſie ſpricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt ſich einſam und wie aus der Welt geſchieden in dieſen beſchränk-

ten Thalſtrecken und auf dieſen mäßigen Höhenzügen, überall trifft der Blick auf zerſtörte Burgen, einſame Kapellen, man wird an ein vergangenes Leben erinnert, zwiſchen deſſen Trümmern ſich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen beſonders hat in ſeinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltſames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar iſt es, daß gegen dieſe Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirkſamkeit des Proteſtantismus, der hier in den trefflichſten Anſtalten und Geiſtlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung iſt, bisher nichts vermocht hat.

Kerner iſt nun in dieſen Richtungen der wahre Ausdruck ſeines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der unterſten Region in eine höhere, wo wiſſenſchaftliche Einſicht und dichteriſche Phantaſie zu dem Volksthümlichen ſich miſchen. Seine Natur wirkt ſo entſchieden, daß in ſeiner Gegenwart mehr möglich ſcheint als ſonſt, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächſt. Er hat ſelbſt einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltſames erlebt. Es war tief im Winter, und er ſaß mit einem Freunde, einem freiſinnigen, aufgeklärten Menſchen, Abends bei Licht auf ſeiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu ſpielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die ſchnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zuſtand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßſtab und jeder Ausdruck für ſeine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz

Digitized by Google

deutlich ſah, wie ſein Freund von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erſchrocken über ihn hinausblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine ſchwere Maſſe ihn gewaltſam nieder, und in demſelben Augenblicke, als die fürchterliche Angſt auf's Höchſte geſtiegen war, ſprang der Freund auf, ſchrie voll Entſetzen: „O Jeſus, Kerner!“ und ſtürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile beſinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich ſagt, ſondern durch die davon unabhängige Steigerung ſeines innern Zuſtandes. Als er zu ſich kam, verließ er eiligſt das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die ſternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in ſeine Stube zurückgekehrt war, ruhig einſchlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zuſammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erſchaudernd vor der Erinnerung, es ſei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, ſich eine Geſtalt undeutlich gebildet, und ſei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh geweſen, mit den Guitarrentönen ſeine Angſt wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich ſo kalt, und alles umher licht und hell geweſen ſei. Kein äußrer Umſtand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloſchen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten ſich einander keine Rechenſchaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks ſchwätze könne,“ ſagte mir Kerner mehrmals, indem er ſeine Erzählung beſchloß, die ihn ſelber noch jetzt heftig angriff,

und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, ſei ſo ſchrecklich geweſen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnſinnig werden können; vorher war er ſehr luſtig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er ſich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geſchichte nur als Krankheit angeſehen wiſſen, und verwirft jede geiſterglaubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erſcheinung ſich nicht wegſtreiten kann. Faſt gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch ſie wieder ſo lebhaft in ſich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieſer Gelegenheit eine ſonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondſcheinnacht verſetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die ſie zwar glücklich überſtand, aber von der ſie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei ſie leicht ängſtliche Anwandlungen hatte. So hatte ſie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbei gewinkt, und ihn ſorgfältig unterſucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer ſehr zufrieden, weder Schuppen noch ſonſt etwas, das an Fiſch erinnerte, zu finden. Der Grund dieſer ſeltſamen Vorſtellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem älteſten Sohne Folgendes vertraute. Sie ſei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar ſpaziren gegangen, und da es am Tage ſehr heiß geweſen, ſo habe ihr Mann

Digitized by Google

Luſt bekommen ſich zu baden; ſie ſei unterdeſſen im Schatten eines nahen Gebüſches geblieben. Eine Weile habe ſie ihn im Waſſer plätſchern hören, dann plötzlich aber ſeinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, ſei ſie aus dem Gebüſch hervor geſprungen, und mit allen Kleidern, wie ſie war in's Waſſer gegangen; da habe jedoch ihr Mann ſie ſogleich umfaßt und ſcherzend beruhigt, er habe nur ſehen wollen, ob ſie ihn ſo lieb habe. Dann habe er ſie zu dem Gebüſch zurückgeführt. Sie aber, da ſie nach neun Monaten in's Kindbett gekommen, habe ſich ſehr gefreut, daß ſie ein hübſches Knäbchen und keinen Fiſch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, ſolcherlei möchte doch eine Sünde geweſen ſein und durch ein Zeichen geſtraft werden, konnte die gute Frau in der Schwäche nach der Krankheit auf Augenblicke ſich doch nicht erwehren.

Durch Juſtinus Kerner lern' ich nun auch ſeinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerkſam genug beachtet, näher kennen. Dieſes Geſchlecht hat eine ſolche Stärke und Fülle von Anlagen, daß ſie vertheilt auf die verſchiedenen Zweige noch in jedem als beſondrer Reichthum erſcheinen. Es iſt dieſelbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetiſch und humoriſtiſch erfaßt, und im andern einen ſprühenden Feuergeiſt für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder ſteht als Oberſt in würtembergiſchen Kriegsdienſten, wo er wegen ſeines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geſchätzt iſt. Das Leben Georgs aber, in die

Digitized by Google

franzöſiſche Revolution verflochten, iſt durch Friſche und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbſtſtändigkeit des Willens, ein ſo achtungswerthes als abentheuerliches Karakterſtück; eine deutſche Ehrlichkeitsrolle in franzöſiſchen Verhältniſſen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausſcheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen dieſe Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derſelben hab' ich mir beſonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieſer Mann ſein eignes Leben ſchriebe, wozu doch ſeine praktiſche Raſtloſigkeit ihn ſchwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerſtag den 29. December 1808. Hier hat ſich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es iſt der Däne Jens Baggeſen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf ſein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politiſchen Fauſt gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken laſſen, macht Spottgedichte gegen die deutſchen Romantiker, will ſogar von Goethe wenig wiſſen, und meint, man ſei ein Dichter, wenn man ſich ſelbſtgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutſcher Hexameter gelernt hat! Er iſt gränzenlos eitel, trägt ſich immer vor, paßt ſich alte Anekdoten und Geſchichten an, ſucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen ſo ſchal und kläglich ab, daß ich mich für ihn ſchäme. Er thut ſehr wichtig damit, daß er die franzöſiſchen Sachen und die bedeutenden Perſonen in Paris einigermaßen kennt, ſpricht von ſeinen großen Verbindungen, Planen, ſogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz

Digitized by Google

für ſich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie ſind beide geſchmeichelt durch die Art, wie er ſich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geiſt und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich ſage, ſein Fauſt ſei doch nur eine Fauſt in der Taſche! — Baggeſen ſcheint in Stuttgart etwas zu ſuchen, und einiger Gunſt ſchon verſichert zu ſein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das ſchon in Betreff Matthiſſon's geſehen, der die entſchiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine ſchöne Anſtellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigſte Weiſe der Hof gemacht wird, und er in poetiſchen und litterariſchen Dingen plötzlich eine Miniſterautorität ſein ſoll; das Morgenblatt iſt da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meiſter der Poeſie, der aber nicht am Hofe zu ſuchen iſt, noch in Cotta's Abendgeſellſchaft, ſondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafſchauder traf es mich, als ich zuerſt vernahm, Hölderlin lebe hier ſeit ein paar Jahren als Wahnſinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und ſo manches herrlichen Liedes voll Sehnſucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Ueberſetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterariſch toll, worin man bei uns ſehr weit gehen kann, ohne grade wahnſinnig zu ſein. Dieſe Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterariſchen Figuren, auch einen Ueberſetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's

Sophokles reden ſollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wär es ein ſchrecklicher Gedanke, einen Geiſteskranken verſpottet zu haben, eben ſo ſchauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erſcheint das irdiſche Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn ſelber nie berührt, wäre nicht böſe gemeint geweſen, war in ſeiner Vorausſetzung nicht einmal unrecht, und dieſe Vorausſetzung war die argloſeſte: aber doch iſt es mir unendlich lieb, daß dieſer Ausfall nicht geſchah, ich fühle mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er iſt bei einem Schreiner in Koſt und Aufſicht, der ihn gut hält, mit ihm ſpaziren geht, ihn ſo viel als nöthig bewacht; denn ſein Wahnſinn iſt nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raſet nicht, aber ſpricht unaufhörlich aus ſeinen Einbildungen, glaubt ſich von huldigenden Beſuchern umgeben, ſtreitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt ſie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geſchrieben habe, andrer, die er jetzt ſchreibe, und all ſein Wiſſen, ſeine Sprachkenntniß, ſeine Vertrautheit mit den Alten, ſtehen ihm hiebei zu Gebot; ſelten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geiſtreiche Verknüpfung, in den Strom ſeiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden ſind. Als Urſache ſeines Wahnſinnes wird ein ſchrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeiſter in einem reichen Hauſe war. Eine

zarte, liebenswürdige, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeiſt, das reine Gemüth des in ſeiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entſteht eine unſchuldige Freundſchaft, die aber dem rohſten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, ſieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte ſeinen Jammer in Arbeit vergraben, er überſetzte den Sophokles; der Verleger, der den erſten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche ſchon manche Spur des Ueberganges zu finden ſei, der in dem Verfaſſer leider nur allzubald ſichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einſamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen ſehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hauſe gekommen. Bei Froriep iſt es norddeutſch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft; auch freuen mich die Kinder ſehr, die mich öfters beſuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtſchwärmer auf der Straße dem Wächter aufzufallen. — Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdeſſen laſſ' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogenſten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechſel, nein, ſie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen iſt, iſt Oel zum Räderwerk. Ich habe abſatzweiſe ſtarke mediziniſche Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgeleſen, ich habe Studien zu einem Trauerſpiel von

unſerm Kaiſer Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen und vielerlei Aufſätze und unzählige Briefe geſchrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Anſprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um ſo beſſer. —

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach ſeiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich zu Hauſe gereiſt war, iſt wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth iſt ſein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhafteſten Geſpräche; die romantiſche Schule, die Naturphiloſophie, und vor allem das Wunderhorn, werden ſchrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth iſt voll ſchwäbiſcher Phantaſie und Laune, da er aber auch großen Verſtand beſitzt, und der ihn mißtrauiſch gegen ſein Naturell macht, ſo hat er dieſes jenem ganz dienſtbar untergeordnet, und nun ſtreiten dieſe muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet iſt. Ich habe ihm das einmal bewieſen, daß ſein Eifer gegen die Volkslieder nur verſteckte Freude an ihnen iſt, und er lachte ſehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köſtlin, nehmen warmen Antheil an dieſen Verhandlungen, für Kerner ſind ſie ſtärkende Arznei, Uhland ſchweigt in ſchroffem Ernſt, und ſeine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die ſtreitigen Meinungen allzu ſtark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaſte zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten, hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichter=

Digitized by Google

ſorten des hieſigen Platzes erſchöpft! Ich ſtelle euch den Profeſſor Conz vor. Laßt es euch nicht ſtören, daß er ſo ausſieht, wie Focks in den „Verſuchen und Hinderniſſen" beſchrieben iſt, er iſt doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine ſehr gute Vermittlungslinie zwiſchen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat ſich um Kantiſche Philoſophie bekümmert; wär' er jünger, ſo machte er Sonette, wüßte von Aſſonanzen, ließe Schelling'ſche Formeln in ſeinen Dichtungen durchſchimmern. Conz iſt hier der eigentliche Philolog an der Univerſität, und wirklich ein gründlicher, auch geſchmackvoller Alterthumskenner, eifrig in ſeinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Feſtigkeit und Schärfe beſitzt, ſich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einſchüchtern läßt, ſo kann er ſeine Sachen nicht mit dem nöthigen Anſehn durchſetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen ſich leichtfertig, zu Hauſe giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrſcht ein neuer Geiſt, der von ihm und all' dem Seinen nichts wiſſen will! So lebt der Mann hier ſeit Jahren gedrückt und gehemmt, und ſeufzt nach Menſchen, die ſeine Gegenſtände kennen, ſeine Richtungen einſehen, ſein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartſinnigen doch umſtändlich erörtern? Nun, ſo hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach iſt, aber den Homer und

Digitized by Google

Platon lieſt, der mit Wolf und Gurlitt bekannt iſt, der den Dichter und Ueberſetzer Voß hochſchätzt, der die Verdienſte metriſcher Ueberſetzungen würdigt, dem die Oden Klopſtock's vertraut ſind, der zum Erſtaunen der Anweſenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern herſagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweiſſagt wird, und dieſe Elegie iſt von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es ſeit Jahren nicht ſo gut gehabt, kann alle ſeine langverhaltenen Reden an mich richten, iſt unerſchöpflich in Mittheilungen, erzählt von ſich und Andern, führt ſeine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er ſieht, daß er verſtanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies ſeltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemeſis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, ſo erfahret es jetzt, Conz iſt der Rezenſent in der Halliſchen Litteraturzeitung, der unſre Gedichte dort ſo ſcharf mitgenommen und heruntergeriſſen hat, und jetzt, da er an mir ſeine größte Freude, ſo ganz ſeinen langentbehrten Mann findet, iſt er beſchämt und beſtürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängſtlich, ob ich wohl etwas davon wiſſe, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er iſt ja für ſein Uebelthun ſchon genug geſtraft durch die Sache ſelbſt, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und ſchätzt, und daß dieſer ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das doch nicht verdient, und ohnehin ſchon geplagt genug iſt! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geſchichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezenſiren vorſichtig

ſein und wohl bedenken müſſe, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man ſpäter ſich werde hinſetzen wollen! —

Tübingen, Donnerſtag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht ſchreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Bruſt wie in einen jungen Baum ſeine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht ſelber ſchön, aber ſchöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die ſchmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch ſchon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreiſe nahm mir heute die Angſt, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte ſich frei ergehen, und ſich jedem lieben Eindruck überlaſſen. Die Luft war warm und ſtill, die Gegend hell, die Landſtraßen feſt und trocken, und ſehr belebt. Rings am Himmel ſtand doch viel Gewölk, aber klein, ſtill, und vielfarbig in mattem Glanz, die Wolken ſchienen ſich nur zu bewegen, um ſich in einen zarten weißen Flockenſchleier über die Himmelsbläue langſam auszubreiten; feine Nebelfäden ſchwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löſte ſich das dichtere Gewölk ſanft in duftigen Nebel auf, der ſpielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinſeins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben

Digitized by Google

Freunden, dieſes Ziel fehlte mir! Und ſo mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verſtummen des vorher ſo lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüſtert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenſtern die ſchwarzen Dächer überſchwebt. — Als ich hinausging, ſah ich Küraſſe ſchmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergiſche Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal ſchon manches an Krieg, der ſich aus Oſten und Weſten allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die franzöſiſchen Bulletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgeleſen, und mehr daraus erſehen, als ſie zeigen wollen. Näher aber, als dieſe Vorgänge berühren mich die Nachrichten von den Rüſtungen in Oeſterreich. Dort ſcheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgeſehen, und Begeiſterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutſchland? — iſt die Regierung mit den Franzoſen verbündet, das Volk aber iſt für Oeſterreich, mit deſſen Sache die deutſche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegeriſchen Ausſichten machen auch all' meine Plane wieder ungewiß. Wo ſoll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutſchland ausſehen? — In Hamburg find ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es verſuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen ſich vielleicht neue Ausſichten! In Wien ſtehen ſie einladend offen. Meine Wege ſind leider ſtets Umwege. —

Digitized by Google

II.

Excommunication.

Ein Blick aus dem Leben in die Zeit,

von

H. Koenig.

Wenn man aus einem abgetragnen Stück Menſchenleben einen der Hauptfäden, — etwa den Faden der Liebe oder des Glaubens — auszieht; ſo kann man, gewiß nicht ohne Intereſſe, ſehen, wie auch das einfachſte, unbedeutendſte Leben auf eigne Weiſe an die großen Fragen und Räthſel der Zeit angeknüpft iſt. Und wie oft hat nicht an dieſem einzelnen Lebensfaden der menſchliche Geiſt dieſelbe wunderliche Dialektik geprüft, die er auch im Gewebe der Geſchichte offenbart, indem er oft genug den Widerſpruch und das Gegentheil von dem entwickelt, was ſich aus den äußern Lagen und innern Zuſtänden eines Menſchen oder eines Zeitalters erwarten ließ! — —

Meine frühſten Erinnerungen dämmern in einer ſtillen, reinkatholiſchen Stadt, dem Sitze eines gefürſteten Biſchofs. Meine Seele erwachte am Geläute der Glocken, die von der Mette der Nonnen, morgens vier Uhr, bis zum Ave Maria der einbrechenden Abenddämmerung alle Bewegungen des Tages begleiteten. Es gab in

Digitized by Google

Fulda kein öffentliches Leben, als wozu die Glocken gingen. Aus den kleinen Fenſtern unſeres Hauſes ſah ich an den Hintergebäuden eines Fräulein-Convents hinauf. Aus dieſen Thüren kamen die Laienſchweſtern mit den weißen Schleiern, die Kloſterfrauen mit den ſchwarzen paarweis hervor, wenn ſie nach ihren Gärten vor dem nahen Thore gingen. Sie nickten meiner Mutter, die am Fenſter nähte, lächelten mir zu, und wenn ich eine Patſchhand gab, ſchenkten ſie mir eine Roſe. Blieb einmal einer Arbeit halber das Thor offen, ſo lief ich mit Herzklopfen durch die Halle, und blickte in den Hausgarten, wo die jungen ſchönen Mädchen wandelten, die aus vornehmen Familien zur Erziehung in das Fräuleinſtift gegeben waren.

Trieben wir heranwachſende Buben uns die Gaſſe etwas weiter hinauf; ſo kamen wir an die noch höhern dunkeln Gebäude eines Seminars. Da blickten zuweilen aus den Gitterfenſtern jene blaſſen Geſichter, die wir an hohen Feſttagen in prachtvollen Gewändern den Altar und die Meſſe in der Stadtkirche bedienen ſahen. Am Ende der Gaſſe war ein eigentliches Nonnenkloſter nach ſtrenger Regel. Hier hörten wir die Schweſtern lateiniſche Pſalmen ſingen. Oft, beſonders auf ihren „Terminen" oder Bettelgängen, kamen auch durch unſere ſtille Gaſſe die Franziskaner und Kapuziner, die vor entgegengeſetzten Thoren ihre Klöſter hatten; ſeltner die Benedictiner aus ihrem Convent am entlegenen Dom. Aber ein Weltereigniß war es, wenn der Biſchof ſelbſt einmal in ſchwarzer weltlicher Tracht vorüber ritt. Die Nachbarn kamen dann in Bewegung, mit entblößten Häuptern,

Digitized by Google

halb knieend, bückten ſie ſich, während der Fürſt mit rothem Angeſicht, funkelnden Augen und einer ſchmalen langen Naſe vom Rappen herab nickte. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel geſehen, dem die prachtvollen Schuhe angemeſſen waren, die zuweilen in der Nachbarſchaft unter den Fenſtern des Hofſchuhmachers auf einem Brettchen zu öffentlichem Beſtaunen ausſtanden, — weiß mit goldner Stickerei, wie der Hochwürdigſte ſie an hohen Feſten trug, wenn er im Dom die Meſſe las.

Wie könnte ich das Gefühl der andächtigen Ehrfurcht beſchreiben, mit welcher wir frommen, dürftigen Bürgerskinder nach dieſem Manne blickten? Wir Kinder wenigſtens wußten nichts von dem Prälatenleben jener Zeit, nichts von allem dem, was in jenen hohen Sphären ſich Menſchliches zutrug. Wir ſahen den Mann nur an hohen Feſten in goldnen Gewändern ſegnen, und an Tagen herrlichen Sonnenſcheins gnädig blickend vorüberreiten. Daß er einen Magen und Bedürfniſſe über und unter demſelben habe, wäre uns nicht im Traum eingefallen. Wir wußten nur, daß er mit der Rechten herrſchte und ſegnete, mit der Linken aber in die dunkle Ewigkeit reichte, um der Gottheit unmittelbar unſere Anliegen zu übergeben. Ja unmittelbar! Eines Abends verbreitete ſich der Schreck durch die Stadt, es brenne im Schloſſe, und eine Pulverkammer ſei in der Nähe; dennoch wolle der Fürſt ſein Kabinet nicht verlaſſen, und weiche und wanke nicht. Die ganze Nachbarſchaft bebte und betete. Endlich war die Gefahr vorüber; man athmete auf, und meine Mutter ſagte mit dem heitern Geſicht, das ihr in jungen Jahren eigen war: Freilich hat der gnädigſte Bi-

ſchof ſein Zimmer nicht verlaſſen wollen; wie ja der Mann auch mit unſerm Herrgott ſteht, wußte er gar wohl, daß der Himmel nichts Arges mit ihm vor hatte. — Dieſe Aeußerung iſt mir aus tiefſter Kindheit unvergeßlich geblieben; damals fühlte ich mit andächtigem Schauer, was ich jetzt unmöglich ſo ergreifend mit dem Verſtand ausdrücken könnte: wie ein regierender Biſchof mit Gott auf vertraulichem Fuß ſtehe. Und als ich ſpäter bibliſche Geſchichte lernte, erſchien mir der hohe Mann, wenn er im Dom durch die rothſammetnen Vorhänge in den Bezirk des Hochaltars hervortrat, wie einſt Moſes den Iſraeliten mag erſchienen ſein, als er mit den ſteinernen Tafeln des Geſetzes den mit Wolken umhüllten Sinai herabſtieg. Nur ſahen wir den Biſchof mit weniger Angſt an; denn es donnerte und blitzte nicht um die Infel und den Krummſtab, die er trug. —

Hier ſtehe ich nun an der höchſten Entfaltung unſeres damaligen fuldaiſchen Lebens: es waren die hohen Feſte des katholiſchen Jahres, die ſich regelmäßig in farbiger Pracht und mit dem Dufte der Andacht erneuerten. Noch ſehe ich den fürſtlichen Laufer, hinter welchem der ſo genannte „goldne" Wagen den Fürſtbiſchof in den Dom fährt. Heiducken gehn zu beiden Seiten; Leibhuſaren folgen zu Fuß, mit großen Bärenmützen, aus denen rothe Säcke hangen, den reichen Dolman auf der linken Schulter, die lederne Taſche an den langen Riemen hüpft um die Spornen der gelbledernen Stiefel, und der Karabiner ruht im rechten Arm. In zwei Reihen ſtellten ſie ſich zwiſchen den Altar und die Bänke des Volkes, unter dem herabfallenden Lichte der Kup-

Digitized by Google

pel. — Die Orgel ſchweigt, die Sänger und Inſtrumente verſtummen; die heilige Stille athmet den Worten entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln; die Hoſtie wird gehoben, die Schellen erklingen, die Huſaren ſtürzen auf lautes Kommandowort mit den dröhnenden Karabinern auf den Marmorboden, knieend, die rechte Hand unter der Mütze ausgebreitet, als wollten ſie das irdiſche Auge vor den Strahlen der herabgeſtiegnen Gottheit ſchirmen. Draußen fallen Kanonenſchüſſe, und die Gemeinde ſtimmt ein: Heilig, heilig iſt der Herr! an. — Bald öffnet ſich der Dom; der weite Platz iſt von wimmelnden Menſchen chaotiſch bewegt, die ſich langſam um die verſchiednen Bahnen kryſtalliſiren. Die Schuljugend, die Zünfte, die Studenten, die geiſtlichen Orden, nach Fahnen und Kreuzen abgeſchieden, brennende Fackeln tragend, die mit geſtreiftem Gras und Blumenſträußen geziert ſind, reihen ſich hinter einander bis an den weiten purpurrothen Traghimmel, unter welchem der Biſchof im ſchweren, geſtickten, von Diakonen an den Zipfeln gehaltnen Mantel das Allerheiligſte trägt, von dienenden Prieſtern in Prachtgewändern umgeben, von Huſaren und Hellebardiſten umſchirmt, von hohen und niedern Beamten in bunten Amtskleidern gefolgt, worauf ein unzähliges Volk ſich anpaart. Abermal donnern die Kanonen; da und dort in der Prozeſſion qualmt ein dumpfer Geſang auf, bis er in heller, allgemeiner Flamme lodert.

Ich rede vom Frohnleichnamfeſte, zu welchem die katholiſche Kirche die höchſte Pracht aufwendet. Wenn die Gottheit ſelbſt ſich einkörpert, dann hat die Natur ihr

Ehrenfeſt. Das wirkliche Auftreten eines Gottes würde ſelbſt den Stein zur Blüthe anfachen; da jedoch das Dogma ſo allmächtig nicht iſt: ſo wählt es wenigſtens die herrlichſte Zeit des Jahres, um ſich zu verherrlichen, und ein lebendiger Glaube nimmt, als frommer Träumer, die Wahl für die Wirkung. Ueber hingeſtreute, opferwelkende Blumen wandelt bei uns die Gottheit in Brotgeſtalt, — der Gott der Chriſten iſt ein nährender-haltender Gott; in Indien werfen die Gläubigen ſich ſelbſt unter das ſchwer dahinrollende Bild ihres zerſtörenden Gottes, und welken zerdrückt mit ihrem Leben hin. — Doch wer kann ſagen, wie tief die überſinnlichen Sturmſchauer der Andacht die Stürme des menſchlichen Blutes aufregen? Auch in Fulda ging faſt kein hohes Feſt vorüber, an welchem nicht die heimkehrenden Bauern in wilde Schlägereien gerathen wären, bei welchen Blut floß.

Jenem ſonnenhellen Sommerfeſte gegenüber erwähne ich nur noch des traulichen Chriſtfeſtes. Es war nicht, wie in vielen proteſtantiſchen Städten, ein Feſt für Kinder; dieſen hatte ſchon, einige Wochen vorher, der heilige Nikolaus beſchert. Am Chriſtvorabende blieb Alles wach; Freunde und Verwandte verſammelten ſich in übereingekommenem Kreiſe. Wie die reichen und vornehmen Familien bei Spiel, Mahlzeiten und heißen Getränken zubrachten, weiß ich nicht; in unſerm kleinen Stübchen waren wir bei friſchen Kuchen, Kaffee und Koſen nicht weniger froh. Von elf Uhr an läutete es abwechſelnd in den Pfarrkirchen, und bald wurden die Straßen lebendig. Anſtalten zur Beleuchtung der Stadt gab es da-

Digitized by Google

mals in Fulda noch nicht; hinter Handlaternen wandelte man nach den Kirchen. Man hörte die Menſchen nur reden und lachen, nicht auch ſchreiten; denn ein tiefer Schnee lag unter dem ſchwarzen Nachthimmel. Aus dieſer Nacht trat man in die tauſendfach erhellte Kirche. Denn nicht nur die Kerzen der Altäre brannten; ſondern auch neben den Gebetbüchern der Knienden die Wachsſtöcke, — lange, dünne, auf eine Schnecke zuſammengerollte Wachskerzen, die an dem nach und nach aufgezognen und aufgerichteten Ende brannten. Muſik, Geſang, Gebete des Prieſters, wie oft man ſie gehört hatte, weckten in der ungewohnten Umgebung der Mitternacht einen neuen Schwung der Seele; denn auch die um den Altar wandelnden Geſtalten hatten etwas Geiſterhaftes, und die hohen Fenſter, durch die ſonſt der Tag hereinſchimmerte, blickten jetzt ſchwarz herab. —

Doch ſolch' eine nächtliche Feier konnte nicht ohne Kobolde bleiben. Nicht alle Herzen dieſes Gewühls und Gedränges waren, wie mein unbewußtes Knabenherz, nach dem Hochaltare gerichtet und von der übermächtigen Feier bewegt. Aber was wußte ich damals von dem wilden Drange der Geſchlechter, von dem Taumel üppiger Mahlzeiten und heißer Getränke, was von Allem, wozu die heilige Nacht ihren Schleier — nicht lieh, aber überließ! Höchſtens verſtand ich etwas von den kleinen Ausgelaſſenheiten. Studenten hatten Dinte in die Weihwaſſerkeſſel gegoſſen, und die Frommen, die niemals ohne in den Napf zu greifen und ihr Geſicht bekreuzend zu beſprengen die Kirche verlaſſen, kamen ſchwarz betupft nach Hauſe und ſahen einander verwundert an.

Digitized by Google

Andre Muthwillige hatten im Gedräng des Ausgangs dieſe und jene Andächtigen, — in der Kirche nur durch den gemeinſamen Faden des Gebets verbunden, nun auch eiligſt mit Zwirn zuſammengeheftet. Nur mit Mühe und zu beiderſeitigem Verdruß konnten ſie draußen, nach verſchiednen Gaſſen ſtrebend, unter vorgehaltner Laterne und von den Freiwandelnden hin und hergeſtoßen, mit mühſam beigebrachtem Meſſer, von einander geſchnitten werden, und zu ihren Schimpfreden ſchlug aus der dunkeln Kirchenecke das Hohnlachen der Uebelthäter auf. —

In dieſen Tagen war auch bei den Kapuzinern das Krippchen in einer Seitenkapelle der Kloſterkirche aufgeſchlagen, — ein mannshohes Gerüſt, welches — wie das altengliſche Theater in die Breite gedehnt — dem betenden Publikum einen ſchmalen Vordergrund entgegen führte, und an der hintern Wand gemalte Felſen und Felſenpfade empor trieb. Hier wurden die heiligen Geſchichten der Geburt des Jeſukindes mit halblebensgroßen Figuren dargeſtellt. Zuerſt hatten die Hirten ihre Lämmer auf dem reichlich geſtreuten Moos in die Nähe des Ställchens und der Krippe Jeſu getrieben, um theils ſtehend theils knieend anzubeten. Dann verwandelte ſich zu Neujahr das Ställchen in einen Tempel, und der hohe Prieſter ſtand mit einer Hörnermütze zur Beſchneidung da; Maria und Joſeph hatten ihre guten Kleider angelegt. Während deſſen ſah man ſchon von den fernen Bergpfaden herab die heiligen drei Könige zu Pferd mit Kameelen und Mohren, täglich etwas näher gerückt, herbei kommen. Endlich waren ſie angelangt und überreichten ihre reichlichen Gaben. Solchen hohen Beſuch

Digitized by Google

wußten die ſtaunenden Eltern auch zu ſchätzen: der Nährvater Joſeph hatte ſein Hütchen abgenommen unterm Arme, und Maria die Mutter hatte ſich vom Sitz erhoben und zeigte ſtehend ihr göttliches Kind. Mit dicken Strahlen hielt der Stern über dem Strohdächlein des Ställchens. Auf einmal aber waren die hohen Herrſchaften aufgebrochen, und zogen nun links den Berg hinauf, der Stern voraus, der, wie wir hörten, den ſpitzbübiſchen Herodes hinter's Licht führen wollte. — Doch nun ſtand uns das nächſtemal der betrübte letzte Akt vor, wie nämlich des gottloſen Herodes grauſame Kriegsknechte die unſchuldigen Kindlein mordeten. Es war auf's Anſchaulichſte dargeſtellt; aber glücklicher Weiſe hatte das geſuchte Jeſuskind im Schooße ſeiner reitenden Mutter ſchon die ferne Höhe erreicht, und das von Joſeph geführte Eſelein ſah ſich recht pfiffig um. — Das waren Jubeltage für uns Nachbarskinder und für die Mütter, die Alles zu erklären hatten. Aber auch hier blieb der Muthwille nicht weg, und wenigſtens war den im Vordergrund erreichbaren Schäfern ein Knöchlein oder Brotkrüſtchen in das Ränzchen geſteckt, oder ſonſt ein Spaß an den Figuren ausgelaſſen. — So fand der Knabe hinter allem Heiligen einen kecken Widerſpruch, und kränkte ſich ohne Ahnung eines möglichen Zwieſpalts in ſeinem gläubigen Herzen.

Dieß war die Sommer- und Winter-Atmoſphäre unſeres öffentlichen Lebens in Fulda, in der meine Kindheit athmete. Das Bisthum war ein ſtiller Pferch, zwiſchen dem Rhöngebirge, dem Vogelsberg und Thüringer Wald auf magerem Boden aufgeſchlagen. Gewiß fielen manche

Luftſtöße aus der Welt jenſeit unſerer Buchenwälder herüber, und beſtrichen die höhern Stellungen des Fuldaer Lebens; aber ſie wehten über und neben der Hütte hinweg, die meine Mutter mit der Familie ihres Bruders bewohnte. Nur der Heldenname aus einem Weltmährchen klang in unſere Stube herein: — General Buonaparte.

Die häuslichen Verhältniſſe waren nicht weniger fromm. Jener Oheim, deſſen ich eben gedachte, war einſt Gärtner bei den Kapuzinern und nahe daran geweſen, Laienbruder des Kloſters zu werden. In ſeinem groben Kamiſol, im hellblauen Sonntagsrocke ſtak noch die Kloſterluft; alle ſeine Erzählungen, ſeine Anekdoten und Späße waren von den Sandalen der guten Väter breit getreten, aus ihren Kapuzen geſammelt, von ihren Bärten geſtrichen. Seine Wundergeſchichten, wenn auch von Niemand bezweifelt, beriefen ſich ausdrücklich und mit Stolz auf den Mund irgend eines Paters als Gewährsmannes. — Er war ein kleiner Mann, arg und eifrig in ſeinem Gewerb wie in ſeinem Glauben; über die Tonſur eines Kapuziners ging ihm nichts in der Welt, als etwa der blaue Himmel. — Heitrer und ſchwärmeriſcher war meine Mutter, blond und rundlich, von gutem Ausſehen, nur dann und wann ſchwermüthig, wenn ſie an die Zukunft ihres Knaben dachte. Denn die nähende Hand iſt eben keine reichlich nährende; die ſtickende, ſteppende Nadel baut eine magre Steppe an. Ich freute mich immer heimlich, wenn ſie zuweilen ein Lied vor ſich hinſang, und ihren Legenden hörte ich mit Andacht zu. Mährchen wußte ſie nicht, und niemals

habe ich mir aus Mährchen etwas machen können. Beſonders gern erzählte ſie von dem Kleide Jeſu, das von ſeiner Mutter gewirkt, wunderbarer Weiſe unverſehrt mit dem Kinde zum Manne aufgewachſen und bei deſſen Kreuzigung noch wie neu den Kriegsknechten zugefallen ſei. Wenn meine Mutter ſo hätte wirken können! Mit einer gewiſſen Schlauheit wußte ſie, was ich nicht gern that, als etwas darzuſtellen, was vom Chriſtuskinde auf ſeiner Mutter Geheiß friſch und fröhlich verrichtet worden ſei; wie daſſelbe denn beſonders gern auch ſeiner Mutter Nähtereien den Leuten hingetragen habe, für welche ſie gemacht worden. Ihre größte Angſt um mich war gegen das Lügen gerichtet, und eine lebhafte Einbildungskraft ſpann ihr die Fäden irgend einer erſten Lüge durch alle Verwicklungen fort, bis ein Galgenſtrick daraus gedreht werden konnte. Dann ergriff ſie mich wohl mit Weinen und beſchwor mich, ſtets wahr zu ſein. — Dieß iſt die umfaſſendſte und welttiefſte Lehre, die ich damals erhalten habe. Ein unzerreißbares Kleid hat mir die Mutter nicht ſchaffen können, wohl aber das Futterzeug jener ſtarren Wahrheitsliebe, die wie geſteiftes Leinen, oft genug unbequem für mich und grob für Andre, in allen wechſelnden Lebensgewändern ausgehalten hat. Im Uebrigen verſchwiſterten ſich, wie es ja überall geſchieht, mit den engen Anſichten meiner Verwandten die ängſtlichſten Uebungen vorſchriftmäßiger Gebete und gebotner Enthaltſamkeiten. Der Glaube an die Wirkſamkeit von Amuletten und Weihungen bei Menſchen und Vieh war unerſchütterlich. Manches Jahr habe ich den 30ſten April Abends das friſche Weihwaſſer

aus der Pfarrkirche geholt, mit welchem vor der Nacht des erſten Mai, der nach dem Blocksberge ſchwärmenden Hexen wegen, alle Thüren beſprengt wurden. Auch das Ziegenſtällchen bekam ſeine Tropfen und drei Kreidenkreuze; daher wir denn auch niemals erlebten, daß die liebe Geis am erſten Maimorgen nicht dem friſchen Gras entgegen gemäckert und ein ſtrotzend Eiter hingehalten hätte. Das Alles machte ich mit wie ein Alter. Und es iſt mir zum Guten ausgeſchlagen. Nie bekam ich Halsweh, da mir ſtets auf Blaſiusfeſt die geweihten Kerzen umgelegt wurden; die fallende Krankheit und Krämpfe blieben fern; denn ich hatte auf Valentinstag meine gläubige Stirne der Kapſel unterworfen, die des Heiligen Gebein enthielt, und heute noch hat mir die längſt vernachläſſigte heilige Apollonia die frühe Andacht nicht vergeſſen, und meine Zahnlade vor Schmerz bewahrt. Ja eine gewiſſe Beſcheidenheit, die ich oft verwünſcht habe, ſitzt mir noch von jenen Aſchermittwochen her in den Augenbraunen, da meine Stirne ſo oft von Prieſterhand mit Aſche und den Worten bekreuzt wurde: **Memento homo quia pulvis es.** —

Solche häusliche Lehren und Uebungen wurden nach gleichem Maßſtabe in der Stadtſchule fortgeſetzt, und meine angeübte Aengſtlichkeit und Pünktlichkeit machten mich bald zu einem belobten Schüler. Wie ſehr ſelbſt unſere kindlichen Spiele, — da die fromme Stadt keine Gaukler und andre Nachahmung weckende Künſtler auftreten ließ — ſich in religiöſe Gebiete verliefen, und ſogar in die höchſten Myſterien verſtiegen, mag folgender kindiſche Vorfall zeigen.

Digitized by Google

Wir waren ſchon in dem Alter, da die Knaben eine gewiſſe dunkle Zärtlichkeit für die Hübſcheren unter den kleinen Mädchen empfinden. Im Hofe meines Oheims war jenes ſchon genannte Ziegenſtällchen mit einem offnen Raum unter dem ſchiefen Dach. Dieſes Bödchen wandelten wir mittelſt des Zaubers kindiſcher Phantaſie in einen Himmel um, in welchem ich mit zwei andern Knaben die dreifaltige Gottheit darzuſtellen uns vermaßen. Ein reinlich Nachbarmädchen wurde als Maria zwiſchen uns erhoben, und in der That waren wir drei in einer gewiſſen Neigung und Eiferſucht für ſie — Eins. Ich, als vermuthlich der am finſterſten Ausſehende, ſtellte den Vater vor, und ſann nun auch darauf, mich bei unſerer Maria in das größte Anſehen zu ſetzen. Im hintern Hofe waren drei Höhlen von Reiſigwellen erbaut; ſie ſtellten Himmel, Hölle und Fegefeuer vor. Während nun die Seligen ſich in Jauchzen und Jubel genug thaten, ließen es die Verdammten, die darin eine Schadenfreude ſahen, an Heulen und Zähneklappern nicht fehlen, um — wenn auch nicht ſeliger, doch lauter zu werden. Während deſſen falteten die in der dritten Höhle ſtumm die Hände um Erlöſung. Dieſe zu bewirken, ſandte ich nun den Sohn vom Ställchen hinab, erinnerte aber zugleich auch an jene Lehre unſeres Katechismus, wonach der Geiſt vom Vater und Sohn ausgehe. So beſtimmte ich denn meinen zweiten Nebenbuhler, ſich ebenfalls zu erheben, um mit flügelartig ausgebreiteten Armen auf ein Weilchen auszufliegen. Nun allein Herr in unſerm Himmel rückte ich der freundlichen Maria etwas näher, und da auch ſie unglücklicher Weiſe

ſich ein wenig breiter ſetzen wollte, rutſchte das glatte Büſchel Stroh, ſie glitt hinab in den Hof und ich blieb auf den Dielen des Ställchens ſitzen. Ein Schreien entſtand; Himmel, Hölle und Fegefeuer verſammelten ſich um die Gefallne, die mit einer Quetſchung am Beine nach Hauſe hinkte. Ueber uns aber kam eine Ahnung von Strafe für frevelhaftes Spiel, und mit Angſt und Reue verloren wir uns auseinander.

Etwas mehr herangewachſen fand ich auch ſchon ein kirchliches Amt. Die Nonnen, wie kurzweg die Stiftsfräulein unſerer Nachbarſchaft hießen, waren nämlich eines Meßdieners bedürftig geworden, und warfen ihre Wahl auf mich, den blöden, das hieß — gutartigen Buben, der recht paſſender Weiſe ſo nah wohnte, daß er das Glöckchen hören und herbei ſpringen konnte, wenn der Meßprieſter im Convent ankam. Dieſer war ein Franziskaner vom nahen Frauenberge, von den Nachbarn nur — der Nonnen-Pater genannt. Später hörte ich eine naivere Bezeichnung aus dem Munde eines Bauernknaben, der zum erſten Mal mit ſeinem Vater aus dem Gebirge zur Stadt gekommen, einige Nonnen mit ihrem Meßprieſter über die Straße gehen ſah. Das ſind Nonnen, Peterchen! ſagte der Alte. — Und der braune Mann, Vater, fragte der Bube, das iſt wohl der Nonnerich? - -

Und ſo

trat ich als Miniſtrant
dem Prieſter zum Altar voran,
das Meßbuch in der Hand.
Und kniete rechts und kniete links,
und war gewärtig jedes Winks. —

Ich wüßte nicht zu ſagen, worin mir dieſer fromme Dienſt ſo förderlich geweſen wäre, als er mir etwa lieb war. Eine kindiſche, aus geſundem Blut hervorgehende Unruhe konnte ſich nun an heiligen Dingen auslaſſen, — ein leichtes Leiſten, an welches ſich ein frommes Dünkelchen anknüpfte. Es blieb auch nicht bei der Kapelle der Stiftfrauen; ich trieb mich gar bald auch in den Sakriſteien andrer Kirchen, und am liebſten bei den Kapuzinern umher. Die dämmerigen Gänge, in denen man kaum die Namen über den bewohnten Zellen leſen konnte, der myſteriöſe Geruch, aus Weihrauch und Sauerkraut gemiſcht, — denn das Kapuzinerthum wohnt zwiſchen Kirche und Küche —; die Tonſur und die Bärte zogen mich an. Kurz ich war wie die Mönche ſelbſt in einem frommen Müſſiggang, der um ſo verführeriſcher war, als wir Meßbuben, wenn wir hungrig wurden, auch zu eſſen bekamen. Ja, auch eine kindiſche Habſucht kam hinzu, da wir von den Mönchen ein Bildchen, von Weltgeiſtlichen einen Kreuzer nach jeder Meſſe zu erwarten hatten. Wie ſehr wir auf dieſen Lohn rechneten, erinnere ich mich noch gar wohl; denn ein finſtrer, haſtiger Kapuziner, Pater Borgias, pflegte niemals etwas zu ſchenken, weshalb wir uns immer vor ihm verſteckten. Einmal erwiſchte er mich aber beim Kragen und nöthigte mich zum Dienſte. Dieß wurmte mir während der ganzen Meſſe, da mich zumal die Andern in den Kirchenecken mit Gebehrden aushöhnten, ſo ſehr, daß ich, als der Mönch nach der Meſſe wieder ohne ein Bild zu geben, wegging, ziemlich laut nachrief: Ich will nur ſehen,

Digitized by Google

wann der Pater Borgias einmal Pater Bezahlas heißen wird! —

Die erhaltnen Meßkreuzer aber lieferte ich ehrlich nach Hauſe. Ich mochte fühlen, daß ich unter den vielen kleinen Sorgen meiner Mutter doch ihre größte war. Denn ſchon dachte ſie daran, was einſt aus mir werden ſollte. Am leichteſten glaubte ſie es zu beſtreiten, wenn ich Schneider würde. Die Nadel war ihr heilig, und ein Schneider, berechnete ſie, brauche eben kein theures Werkgeräth. Aber ein Lehrer der Bürgerſchule brachte ſie auf andre Gedanken: er meinte, bei meinen guten Gaben müſſe ich ſtudiren. — So war es denn beſchloſſen: ich lernte bei einem wohlfeil docirenden Studenten einiges Latein, und ward in die Vorbereitungsklaſſe des Gymnaſiums aufgenommen, als ich zwölf Jahre vorüber war. —

Das Studiren in Fulda war unter der biſchöflichen Regierung ſehr erleichtert. Die geiſtlichen Lehrer ſtanden auf geiſtlichen Pfründen; es ward daher nur ein geringes Schulgeld bezahlt, und die begabten Söhne vermögenloſer Eltern wurden ganz frei aufgenommen; ja ſie erhielten noch aus Stiftungen mancherlei Forthülfe an Geld und Büchern; die verſchiednen Klöſter gaben Freitiſche. — Der Hierarchie muß es nachgerühmt werden, daß ſie die Freiherrlichkeit der Naturgaben ſtets reſpectirt —, und, da ſie kein Privilegium der Vornehmen und Reichen auf geiſt- und gemüthvolle Nachkommenſchaft anerkannte, Alles gethan hat, um niedrig gebornen Talenten aufzuhelfen. Wieviel Söhne niedriger Eltern haben die höchſten Kirchenwürden und ſelbſt den

heiligen Stuhl eingenommen? Die Abfälle einer Wirthſchaft düngen die kommenden Ernten: die niedern, kummerfeuchten Schichten der Geſellſchaft haben die kräftigſten Charakter-Stämme, die fruchtbarſten Köpfe hervorgebracht.

Als ich nach einem Jahre der Vorbereitung den Studentenmantel erhielt, galt noch die alte jeſuitiſche Einrichtung auf dem Gymnaſium. Es war das letzte Jahr ihres Beſtandes. Religions-Unterricht und kirchliche Uebungen nahmen viel Zeit weg. Zwar den Wechſelgeſang der lateiniſchen Pſalmen machte ich Sonn- und Feiertags nach Mittag gern mit; auch unter der Frühmeſſe wurde manches gereimte Lied in dem naiven Kirchenlatein friſch weggeſungen: nur das Beichten fing an, mir läſtig zu werden. Denn obſchon es mir ſeit meinem ſiebenten Jahre ſchon oft genug vorgekommen war, ſo nahm ich es doch immer noch zu ängſtlich, und fürchtete der wichtigen Handlung nicht genug zu thun. Auch bildete ſich bereits ein innerlichſter Widerſpruch, der mir erſt viel ſpäter klar wurde. Ich hatte nämlich ein recht katholiſches Naturel. Wie nämlich die Kirche äußerſt ſtreng in der Lehre und ungemein nachſichtig im Leben iſt: ſo war in mir ein tiefer Ernſt für das Wahre und Gute mit vielem leichten Sinn für Thun und Laſſen verbunden. Nun ſollte ich mich oft genug deſſen anklagen, was ſich im Augenblick gar nicht anders hatte machen laſſen, und es ängſtigte mich tagelang, daß es mir an wahrer Reue und Leid ſo wie an feſtem Vorſatze fehlen möchte, es nicht wieder zu thun.

Inzwiſchen war Fulda ſäculariſirt worden, und an den Prinzen von Oranien übergegangen, Die Schulen ſollten umgeſtaltet werden, und Meißner, der bekannte Skiz-

zenſchreiber, war ſchon als Studien-Director eingetroffen. Zu den größten Eiferern, die ſich damals, freilich nur mit heftigen Worten, der Invaſion des Proteſtantismus in das reinkatholiſche Land widerſetzten, gehörte unſer bisherige Director Pfiſter, — ein ehemaliger Jeſuitenſchüler, klein und gebückt einherwandelnd, niedergeſchlagnen Auges, unter der Stirne flüchtig hervorblickend, nicht ohne mannichfache Kenntniſſe, die ſich aber unter den beſchränkteſten Geſichtspunkten ſammelten. Wie bemühte er ſich noch vor ſeinem Abtreten, uns mit Sprüchen der Kirchenväter wie mit Stacheln und Schuppen gegen die Einflüſſe der Reformation zu panzern! Ein recht unwiderleglicher Beweis für die alleinige Wahrheit der katholiſchen Kirche wurde uns darin an die Hand gegeben, daß man doch von jedem katholiſchen Prieſter auf den Biſchof, der ihn geweiht, von jedem Biſchof auf einen Papſt, der dieſen eingeſetzt habe, und in der Reihe der Päpſte ununterbrochen bis auf den von Chriſtus ſelbſt beſtellten Apoſtel Petrus zählen könne. Die Proteſtanten aber könnten, wenn das Glück gut wäre, allerhöchſtens bis auf Luther hinauf kommen, wo ſie dann entweder wieder zurück in die Kirche treten, oder als Abtrünnige angeſehen werden müßten, die bei weitem nicht bis an das wahre Chriſtenthum zureichen vermöchten. — Mit dieſem Streitkolben ging ich ſeelenvergnügt in dem umgeſtalteten Gymnaſium aufwärts.

Aus jenen Tagen der Stacheln und Dornen ſind mir doch auch Momente des religiöſen Duftes erinnerlich. Die Zeit der Jünglingſchaft näherte ſich mit der ſchönen Begeiſterung dieſes Alters, die freilich damals noch eine

Digitized by Google

reinreligiöſe Stimmung trug. Es waren Augenblicke des Gebets, die an Entzücken grenzten. Wie ließen ſie ſich beſchreiben? Ich dachte nichts, ich wünſchte nichts, ich bereute nichts, ich fühlte die ſüßeſten Schauer mit dem Glauben an die Gottesnähe, — ſanfter, reiner, als jene Schauer, welche befriedigte Liebe gewährt. Auch ließen ſie eine Erſchöpfung zurück. Ich dachte damals freilich noch nicht, daß religiöſe Andacht, poetiſche Begeiſterung und Inbrunſt der Liebe bloß verſchiedne Bebungen einer und derſelben Aeolsharfe in uns ſein mögen, die nur von verſchiednem Anwehen des Ewigen erſchüttert wird.

Wie nun den Jünglingen, ſobald ihnen mit dem bunten Gefieder auch der Flattertrieb wächſt, das Leben auf mancherlei Weiſe nachſtellt: ſo ſollte mir, wahrſcheinlich aus einer Art von Ironie, da ich einmal ganz vergnügt nur auf dem Kirchen- und Glaubenswege umher hüpfte, auch eine erſte Schlinge aus einem geweihten Stricke gelegt werden. — Ich erhielt nämlich, kaum aus dem Gymnaſium zum Lyceum übergegangen, eines Sonntags nach Mittag die Einladung, den Pater Euſtach zu beſuchen, jenen Nonnenpater auf dem Frauenberge, dem ich einſt oft genug die Meſſe bedient hatte. Begierig, was der von mir wollen könnte, eilte ich, ſobald das ſchon murrende Gewitter vorüber war, gegen Abend nach dem Bergkloſter. Die ſinkende Sonne, hinter dem ausgeregneten Gewölke hervorſtrahlend, fiel durch das kleine Fenſter in die Zelle, die ich betrat, und die den Blick in die herrliche Landſchaft und nach dem Rhöngebirge hatte, über welchem noch die Ruine eines Regenbogens ſchimmerte. Gar freundlich empfing mich der Pater mit der

jähen Frage: Nun, wo hinaus mit der Feder? — Er lachte erſt über mein verwundertes Ausſehen, und erklärte ſich dann deutlicher. Er meinte nämlich, welches Brotſtudium ich beabſichtige. Und da ich daran noch gar nicht gedacht hatte, ſo ſuchte er mir die Wahl ſeines Ordens lockend zu machen. Die oraniſche Regierung hatte nämlich nach Aufhebung des Kapuzinerkloſters beſchloſſen, die Franziskaner noch fortbeſtehen zu laſſen, und das Kloſter ſuchte nun Kutten-Rekruten. — Sie müſſen ſich keine falſchen Vorſtellungen von unſerm Kloſterleben machen, ſagte der Pater zu mir. Sie haben vielleicht auch von den ſo beliebten Ritterromanen geleſen, in denen die Mönche gar ſchwarz gemalt erſcheinen. Nein doch! Wir ſind mit der Zeit fortgegangen. Sie würden außer der Theologie auch philoſophiſchen Unterricht in unſerm Kloſter erhalten. Es kann Niemand den Kant beſſer verſtehen, als unſer Pater Polycarp Schmitt. Und wie würde ſich ihre liebe Frau Mutter freuen! Ich hätte ſchon aus einer natürlichen Gutmüthigkeit dieſen Vorſchlag nicht unbedingt abweiſen können; allein es miſchte ſich auch etwas Schalkhaftigkeit dazu, den Pater zu necken. So erklärte ich denn, die Sache verdiene eine ernſthafte Ueberlegung; er möge mir nur Zeit dazu gönnen. — Damit war der Mönch wohl zufrieden, und lud mich ein, ihn öfter zu beſuchen. —

Wie ich nun nachdenklich den Berg hinabwandelte, tief unter mir die Stadt mit den ſonntagabendlich rauchenden Schornſteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten, und die alten Lindenbäume unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: da

ward mir bei dem Gedanken an eine Lebensbeſtimmung ſehr wehmüthig. Ich war frei geweſen, wie dieſe ſchwärmenden Lerchen; ich war es noch, und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelſtellers niederzuſetzen dachte. Es warnte und lockte mich zugleich: die Kutte gefiel mir nicht; aber daß man ſich ſchon um mich bewarb, ſchmeichelte mir.

In der That beſuchte ich den Pater Euſtach öfter. Er bewirthete mich jedesmal auf's Beſte, und unterhielt mich mit Kloſterangelegenheiten. So zeigte er mir einſt ein ſo genanntes Agnus Dei, — eine gelbe Blechmünze mit aufgeprägtem Lamm Gottes, die geweiht und an einem Oehr von Bäuerinnen um den Hals getragen wird. — Was glauben Sie, daß ich damit anfange? fragte er ſchmunzelnd.

Ich weiß es nicht?

Ha, ha! lachte er vergnügt. Ich laſſe Oel d'raus ſchlagen!

Oel daraus? —

Ja, ja! Das verſtehen Sie wieder nicht. Ich ſchenke es nämlich einem hübſchen Bauermädchen; das ſchenkt mir Lein dafür, und aus dem Lein laſſe ich Oel ſchlagen für das Kloſter.

Wer weiß, wie tief ich ſchon als Laie nach und nach in die Politik des Kloſters eingeweiht worden wäre, hätte nicht die Ankunft des Vorſtehers über eine Anzahl Klöſter eine raſchere Entſcheidung herbei geführt. Ohne von dieſer Ankunft etwas zu wiſſen, machte ich meinen gewöhnlichen Beſuch. — Gut, daß Sie heute kommen! rief mir Pater Euſtach entgegen. Der Pater Provinzial iſt angekommen,

Digitized by Google

und wünſcht Sie zu ſehen. Sie haben nun Zeit zur reiflichen Ueberlegung gehabt, und werden Ihren Entſchluß erklären können. Warten Sie hier ein wenig, ich will Sie melden.

Er verließ die Zelle, um den Provinzial aus dem Refectorium zu holen. — Mein Herz ſchlug: ich war zu abgeneigt, um Ja zu ſagen, zu blöd, ein Nein zu erklären, und eine täuſchende Zuſage zu geben, fiel mir nicht ein. Alſo rannte ich aus der Zelle die Treppe hinab, ſchellte an der Pforte, flüſterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein bläßliches Lebewohl, und ſetzte wie ein Reh, hinter dem die Büchſe geknallt hat, an der Gartenmauer des Kloſters den Berg hinab. Im Gefühle meiner Freiheit malte ich mir dann die Geſichter Euſtachs und des Provinzials, wenn ſie in die Zelle kämen, um den Novizen zu ſehen. —

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der ſchon, in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Ich war bloß einer dunkeln Abneigung gefolgt. Wie hätte ich auch in meinem 16ten Jahre eine ſolche Angelegenheit für das Leben eigentlich prüfen können? Was wußte ich oder meine Mutter vom Leben, — von dem Wechſelbedürfniß eines Menſchen und ſeiner Zeit? Wie hätte ich abmeſſen können, was das Leben bringt, und das Kloſter nimmt! Kannte ich damals die Triebe, die eines Mannes Herz darum nicht ungeſchoren laſſen, weil etwa ſein Scheitel geſchoren iſt? Und wenn ich erſt Armut, Keuſchheit und Gehorſam geſchworen, die edelſten Keimaugen des Lebens — die Sproſſen der Thätigkeit, der Liebe und der Ehre zerdrückt hätte: ſollte ich vielleicht darin eine Ausſöhnung mit dem drei-

Digitized by Google

knotigen geweihten Lendenſtricke finden, daß derſelbe wenigſtens doch über dem ſchwellenden Bauche nachgab? — Wie konnten wir das und noch ſo Vieles überlegen? Meine Mutter maß das Leben mit ihrer Nähnadel, und ich flatterte an dem Faden, der im Oehre dieſer Nadel hing. Berathende Freunde hatten wir nicht. —

In den drei Jahrgängen des Lyceums zu Fulda wurden auch philoſophiſche Vorträge, — über Logik, Metaphyſik und practiſche Philoſophie gehalten. Hier gewannen wir nun, beſonders auch durch Schriften, die uns zu Handen kommen mußten, neue Standpunkte über religiöſem und kirchlichem Gebiet. Ich kann aber nicht ſagen, daß mir jetzt viel Zweifel und Kämpfe erwachſen wären, wie man nach einer ſo engen und ängſtlichen Erziehung erwarten ſollte. Mancherlei Zweifel waren ſchon viel früher, ich möchte ſagen -- von ſelbſt entſtanden, waren hin und her gewendet worden, und beruhten, ohne gerade abgethan zu ſein. Mein Herz war voller Ahnung, oder Bedürfniß andrer Wahrheiten und ſo geſättigt von katholiſcher Dogmatik, daß die flüchtigſten philoſophiſchen Anſichten wie kräftigſte Reagentien wirkten, und plötzlich den ganzen katholiſchen Katechismus zu einem Bodenſatz niederſchlugen. — Es liegt in der Natur oder in der Dialektik der Geiſtesentwicklung, daß ein graſſer Supernaturalismus zuerſt in einen handfeſten Rationalismus umſpringt: vielleicht iſt es aber nicht ſo gewöhnlich, daß man ſich, wie es mir erging, noch lange und vergnügt in den Schaukelbändern der Ceremonien einer Kirche wiegt, an die man nicht mehr glaubt. So läßt man ſich wol auch durch Schmeichelkünſte einer Geliebten noch lange hinhal-

Digitized by Google

ten, wenn man ihr auch nicht mehr traut. Allerdings mag aber ein entſchiedner Geiſt weniger in ſolche Widerſprüche gerathen, als ein träumeriſches Herz. — Iſt einmal jener Zwieſpalt zwiſchen dem äußern und innern Glauben eingetreten, dann will es Zeit haben, bis jener Widerſpruch ſich zu einer religiöſen Anſicht der Weltgeſchichte verſöhnt und verklärt. Wir waren damals um dergleichen ſehr unbekümmert; wir waren jung, nach allen Richtungen unſeres Lebenslenzes hinflatternd. Auch gab es damals keine religiöſen Streitigkeiten; die Kriege Napoleons füllten die Welt, und unſere Herzen ſetzten die Frühlingskeime der Liebe an. —

Bald war das Lyceum durchmeſſen, und es galt, ſich für ein thätiges Leben vorzubereiten. Ich räthſelte noch mit mir ſelber (denn ohne Freunde, in einer mittelloſen Lage war guter Rath theuer) was aus mir werden ſollte; als unerwartet das Seltſamſte ſchon aus mir geworden war, was aus einem Studenten werden konnte, der ſtatt eines Ueberrocks zu ſeinem zwanzigſten Geburtstage, — einen Hochzeitfrack zu ſeiner Vermählung beſtellen mußte. Dem Kuttenſtricke war ich durch eine innere Stimme entgangen: in dieſen Bund zog den Wiederſtrebenden ein unauflösliches Wirrniß. — Doch das iſt ein andrer Lebensfaden, der jetzt nicht ausgezogen werden ſoll. —

Eine ſo frühe und höchſt unglückliche Verbindung hatte zunächſt auf die ſittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröſtenden Kräfte der Phantaſie einen entſchiednen Einfluß, weniger aber auf religiöſe Anſichten. Viele Jahre ließ ich das Kirchliche hingeſtellt ſein. Selbſt wenn ich

Digitized by Google

Antheil daran nahm, geſchah es nur, um eine religiöſe Stimmung zu erwecken, die eines andern Glaubens war, als an die katholiſchen Dogmen. Und die Asʒetik der Kirche, — wie kleinlich erſchien ſie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Faſten und Peitſchenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren, und die ich mit ſtolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir nach einer fremden Freude winkte; aber auch der ernſte war mir eben ſo willkommen, wenn er in einſamen Stunden die Orgel in meiner Bruſt rührte, und die Kerzen der heimlichſten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Altar für den Unausſprechlichen, dem ich es überließ, ob er etwa dreifaltig ſein mochte; nur ein Dankgebet ſtieg auf für das beſeligende Gefühl des Daſeins; auch ein Opfer fand Statt — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigne Mängel und fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erloſch niemals, — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, bekümmerte ich mich um das Geheimniß der Gnade nicht, ſo lange ich eine tiefurſprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlöſung, die unſern Willen frei von dem Zwang des Böſen gemacht hat. — Dennoch mochte auch hierin wieder mein Naturel viel katholiſcher ſein, als ich es wähnte, und wie dieſe mütterliche Kirche ſehr nachſichtig mit den mangelhaften Werken Derjenigen iſt, die ihrer rührenden Andacht treu bleiben: ſo mag ich es wol gerade an jenen Tagen, da mein Herz ſo voll von Aeolsharfenklängen eines Wehens von Oben war, oft

Digitized by Google

genug an energiſchem Handeln haben fehlen laſſen. Und wie oft wird man nicht ſelbſt an dieſen frommen Gefühlen irr! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht nur von eignen Stimmungen der Eingeweidnerven herrühren, einen ſo großen Werth um deßwillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es ſich in der That umgekehrt, und bebt das Ueberſinnlich-Heilige, wenn es ſich dem Menſchen in Akkorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervenſaiten, wie ja wirklich auch die zarteſten Harmonien in Darmſaiten erklingen? —

Abſterbende Organismen der Natur gewähren einem jeden Beſchauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort ſchon vertrockneter Theile. Anders iſt es mit den Organiſationen des Geiſtes. Darum läßt ſich in Hinſicht auf einzelne Menſchen nicht beſtimmen, wie weit der abſterbende Katholicismus für dieſen oder jenen noch lebendig ſei. Derſelbe Zweig, der den Einen ſchon kahl anſtarrt, fächelt den Andern noch mit welken Blüthen. Aber ſo übermächtig iſt die Lebenskraft einer Kirche, die einſt eine ganze Welt mit Wundern bevölkerte, daß ſie jetzt noch mit einem tiefſinnigen Gebrauch, mit der Zauberformel eines Gebets religiöſe Gefühle ſelbſt in einem ihr ganz abtrünnigen Herzen anfacht. So kam es, daß ich, im Staatsdienſte nach Hanau verſetzt, auch hier noch die katholiſche Kapelle beſuchte, in deren kahlem, engen Raume ſich die Bewegungen der Meſſe nur kümmerlich ausnahmen. In dieſer regſamen, vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielſeitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrſcht zugleich eine auf dieſe Bildung ge-

Digitized by Google

gründete, aber bis an Gleichgiltigkeit ſtreifende religiöſe Toleranz. Jene eifrigen Wallonen, geſchickte Weber und Goldſchmiede, die einſt um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlaſſen konnten, ſcheinen damals das ganze Familien-Kapital des Religionseifers verbraucht — und nachdem ſie hier am flachen Ufer des ruhig ſtrömenden Main heitern Willkomm und bequemen Raum für den Webſtuhl und das Werkbrett gefunden, ihren Nachkommen nur die ganze unverbrauchte Erſparniß an Lebensluſt vererbt zu haben. Von Sekteneiferſucht kam hier im Leben nichts vor, einige Betbrüder belächelte man, wenn ſie Einem von einem Landhauſe her auf dem Philippsruher Wege in ſchlichtem Ueberrock und breitem Hut begegneten, und kaum einige wiſſenſchaftlichen Männer bekümmerten ſich um die literariſchen Fehden, die zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus um des lieben Friedens willen in ältern und neugegründeten Zeitſchriften geführt wurden.

Da ging mir unerwartet durch einen Freund eine Auffoderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt zu, an ſeinem neu geſtifteten „Proteſtanten" — einer gegen den „Katholiken" gerichteten Zeitſchrift, — Antheil zu nehmen. Dieß ſeltſame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man ſich ſo gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Die auf's Neue geſpreizten Finger der Römlinge ärgerten mich überdieß im Stillen, und warum ſollte ich nicht geſtehen, daß man auch oft ſein Vergnügen darin findet, auf eine paradoxe Weiſe unklug zu ſein? Kurz, ich gab jener Auffoderung gern nach, und lieferte kurze Betrachtungen über katholiſche

Digitized by Google

Dinge. Da mir als Laien das ſchwere Rüſtzeug fehlte, ſo führte ich mit deſto mehr Laune die leichten Waffen. Und doch iſt der Spott oft viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt raſcher, was einer angefochtnen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehörte, zu neuem eifrigen Leben. Eigentlich hieb ich aber nur um mich her, um mir durch die Auswüchſe Bahn zu dem überwucherten Heiligthum des wahrhaften Chriſtenthums zu machen, vor welchem ich meine beſten Weihrauchkörner ſtreuen wollte. — Meine kleinen Betrachtungen fanden Beifall, und ſo war es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht, daß ich ſie mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel: „Roſenkranz eines Katholiken" herausgeben wollte. So erſchienen ſie 1829. —

Das Buch liegt vor, und ich ſelbſt weiß nur zu ſagen, daß die Katholiken über giftige Dornen ſchrien, und viele Proteſtanten den Duft der Roſen lobten. — Was die Dornen anbelangt, ſo machte das biſchöfliche Domkapitel in Fulda noch in demſelben Jahre ſelbſt eine Leſe davon, die es mir durch Vermittlung des katholiſchen Pfarrers in Hanau vorhielt, damit ich mich rechtfertigen, oder widerrufen ſollte. —

Es liegt nicht in meinem Zweck, mich auf dem verſchlungnen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitintereſſe bei den Verhandlungen aufzuhalten, die mit jener geiſtlichen Behörde nunmehr unvermeidlich waren. Die Stellvertreterin der Kirche ſprach in dem ruhigen Tone, der ſcharf und ſtreng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nicht erwarten durfte,

Digitized by Google

mein Buch vor einer ſolchen Obrigkeit gerechtfertigt zu ſehen, ſo wollte ich dieſe dafür auch nicht erwarten laſſen, daß ich es widerrufen könne. — Unrecht vom Standpunkte des Biſchofs oder auch nur zu tadeln war es gewiß nicht, wenn derſelbe einen Katholiken, der einen ſolchen Roſenkranz für ſich betete, von der Kirche ausſchließen wollte, und doch geſtand ſelbſt der katholiſche Pfarrer in einem Bericht an ſeine Vorgeſetzten ein, es dränge ſich jedem Unbefangnen die Anſicht auf, daß es am zweckmäßigſten geweſen wäre, die ganze „Geſchichte" mit dem Verfaſſer des Roſenkranzes zu ignoriren. Allein die Räthe des Biſchofs, die alſo von dem Pfarrer ſelbſt zu den Befangnen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, wo der Biſchof neben dem Krummſtab auch das Schwert geführt hatte; ſie gönnten ſich den unſäculariſirten Jubel, nach ſo viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Biſchof zu haben, der glücklicher Weiſe ein alter lenkſamer Pfarrer war. Und alle dieſe Auto da Fe-Luſtigen kannten überdieß den Verfaſſer des Roſenkranzes perſönlich.

Letzterem wurde nun eine ziemlich geraume Friſt gegönnt, um ſich eines Beſſern zu beſinnen. Merkwürdig genug lieferten ihm die geiſtlichen Herrn zu ſeiner Selbſtbelehrung eine Schrift des proteſtantiſchen Tholuk über deſſen Lehre von der Sünde und vom Verſöhner. So unpartheiiſch wollten die Biſchöflichen erſcheinen, oder — ſo katholiſch ſieht Tholuk aus! Ich hatte dieſe Friſt ſelbſt gewünſcht, weil es mir damals ſchien, als ob auch der Biſchof einer Beſinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher er eine Excommunikation ausſprechen wollte.

Digitized by Google

Zugleich benutzte ich dieſe Zeit, um in meinem Buche: „der Chriſtbaum des Lebens, Frankfurt, Brönner 1831“ — eine tiefer begründete Erklärung auszuſtellen. — Als nun nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte "liebevolle Ermahnung zum Widerruf meines Roſenkranzes mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte: ſo blieb mir nichts übrig, als eine ſolche verjüngungsluſtige Kirchengewalt in ihre engſten Schranken zurück zu drängen. Ich rief den Schutz des Miniſteriums gegen jede in's Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeßnes Verbot an den Biſchof in Fulda. Dieſer blieb nun auf ſeine bloße Kirchengewalt beſchränkt, nach welcher er ganz in der Stille, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anſchlag an der Kirche, einen Bann verhängen konnte. Und ſo ſchloß denn — „Johann Adam Rieger, durch Gottes Barmherzigkeit und mit Beſtätigung des apoſtoliſchen Stuhls Biſchof zu Fulda“ ſchriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfaſſer des Roſenkranzes eines Katholiken von ſeiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda am 25 Juni 1831.“ —

Es war ein Gewinn für beide Theile: der Biſchof hatte doch nun für ſeine einmal angefangnen Akten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbeſtimmten zu einem entſchiednen Zuſtande hingewieſen.

Eine Frucht, aus ihrer Kapſel geſprengt, iſt nur deſto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüſſen ſie ihre Entwicklung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in

Digitized by Google

neue, wenn zumal höhere Zuſtände iſt aber mit eignen Aengſten verbunden, im Menſchenleben, wie in der Weltgeſchichte, — dem Leben der Menſchheit. Daher ſind religiöſe Menſchen nicht gern ohne Kirche: ſie glauben ſich in der gewohnten Hülle, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter faſſen zu können, und am Ende iſt es nichts andres, als daß ſie eben gefaßt ſind. Etwas dergleichen hatte ich auch zu erfahren gehabt. Viele Jahre hatte ich mich in der geſprungnen Kapſel des Katholicismus gehalten, wenn auch nur wie ein Kern, der darin loſe raſſelt. Aber mitten in der großen Peterskirche hatte ich die Uebergangskriſe des Proteſtantismus für mich im Stillen und auf innerliche Weiſe beſtanden, wie ſolche vor dreihundert Jahren äußerlich ſo viele Länder durchgoren hatte.

Einer, der den Proteſtantismus auf ſolche Weiſe am katholiſchen Stamme ſelbſt beſteht, fühlt natürlich dieſe religiöſe Kriſe anders, als Einer, der, im Proteſtantismus geboren, ihn als einen feſten, ſelbſtändigen Zuſtand betrachtet. Ich aber konnte ihn in keiner ſeiner beſtehenden Geſtalten für eine eigentliche Kirche anſehen, ſelbſt dermal nicht, wo die einſt verworfne päpſtliche Unfehlbarkeit von jedem Paſtore in Anſpruch genommen wird. Und wenn mir innerhalb des Katholicismus der Verfall der Kirche nicht unbemerkt geblieben war, ſo konnte ich im Proteſtantismus nur den Abbruch derſelben erblicken, der vielleicht in unſern Tagen — ein Ruheſtündchen hätte. Aus dieſem Geſichtspunkte konnte ich mich nicht entſchließen, zu einer der proteſtantiſchen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbſtwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen

Digitized by Google

Frühling, und noch lange nicht aufgeräumt war für eine neue, zweite chriſtliche Kirche. Deſto lieber blickte ich zurück, und betrachtete zuweilen, aus welchen Bauſteinen ſich die erſte, nun baufällige, einſt errichtet hatte. Aufs innigſte überzeugt, das göttliche Chriſtenthum beſtehe in keiner äußern Form oder Kirche, ſei nur ſchaffend=erlöſender Geiſt, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorrufe, dachte ich, wann wol wieder einmal dieſer Geiſt ſo frei und hüllenlos in die Zeit blitzen könnte, wie er einſt aus dem morſchen Moſaismus hervorgezückt war. Auf dieſen Stamm mußte ich zurück kommen, der einſt ſogar das religiöſe Element des Lebens in ſeine bloße Staatsbildung mit verflochten, und ſelbſt mit allen Wurzeln, in das Irdiſche getrieben hatte, ſo daß die heiligſten Gebote nur gegeben wurden, — „damit Du lange lebeſt auf Erden." Aus dem Geheimniſſe des Gegenſatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, ſuchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefſte Erde treibenden Stamme die freieſte Himmelsfrucht habe erwachſen müſſen.

Die heilige Hülle dieſer Frucht, Chriſtus, war — von Prieſterferſen zertreten worden —; das ſtrahlengefiederte Samenkorn des Chriſtenthums, von den Aequinoctial=Stürmen der Zeit da und dorthin getragen, ſenkte ſich in eine morſche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römiſchen Staates, mit erſtaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zuſammen gefügt. Die Welt mußte erſt alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberſchwänglichkeit der Genüſſe ſchauen und abſchäumen, um das Gefühl der Leere und Ermüdung zu gewinnen, mit

Digitized by Google

welchem ſie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit des Irdiſchen und die Erquickung einer allein beſeligenden Liebe aufnehmen ſollte. Zu ſolchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als ſie mit ihren Legionen die Völker bezwungen, und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbunden hatten. Aber aus Inſtinkt, wie der Vogel ſein Neſt, baut der Menſch die Weltgeſchichte; mit Bewußtſein und Ueberlegung glaubt ein Jeder, wenn er ſeine Abſichten erreicht, auch ſein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er niſtet, ſeinen heißeſten Trieb befriedigt; doch wie dieſer der Natur, dient Jener der Vorſehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie überſättigte ſich nicht der Genuß, der aus den ſcytiſchen Wäldern ſein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die koſtbare Fracht der jährlichen hundert und zwanzig Schiffe von der Küſte Malabar, von der Inſel Taprobana, und die ekeln Leckerbiſſen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menſchheit, die all' dieſen Genüſſen dienſtbar war, — das Elend neben dem Ueberfluß, der Hunger neben dem Ekel! Und bleibt ſolche Schwelgerei und ſolche Verzweiflung ohne die entſetzlichſten Thaten? Nein, die Zeit war bald tief durchfault, und Verbrechen laſteten auf dem Bewußtſein der damaligen Menſchheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entſündigungsmittel zuſammen brach. Die Gewiſſensangſt ſelbſt greift zur tollſten Verſöhnung mit dem Himmel. Man rennt nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen ſich Büßende unterwarfen, indem ſie unter einem Gerüſte das Blut geopferter Stiere

Digitized by Google

auf ihren Leib träufen ließen. Der ſchwarze, angeblich vom Himmel gefallne Stein, unter dem man zu Emeſa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Prozeſſion durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Roſſe, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über voraus geſtreuten Goldſtaub. Der fromme Kaiſer Heliogabal führt die Zügel, rückwärts ſchreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer gebracht, Thiere, köſtliche Weine und Räucherwerk. Syriſche Mädchen führen unter wilder Muſik wollüſtige Tänze auf, und die erſten Beamten des Reiches verrichten in langen, phöniciſchen Gewändern den Gottesdienſt. — Eine Gegenwart zu begreifen, iſt das ſinnliche Volk wenig geſchickt: ſie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, iſt es allein gut genug. Aber um rückwärts und vorwärts zu blicken, ſich zu ängſtigen oder zu bekümmern, ſtellen ſich auch bei dem verworrenſten und unruhigſten Menſchen einzelne Augenblicke ein, und rütteln ihn aus ſeinem Taumel auf. Und nun erſchallt ihm ein himmliſcher Ruf: Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen ſeid, und ich will euch erquicken! — Mühſelig in Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtſchaft war alle Welt. Da wandelt mitten durch allen Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, Liſt und Erwartung, Wahn und Weisheit der Zeit eine ſtille Lehre, deren alle bedürftig ſind, die alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündflut ſchießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin ſich jede Verzweiflung retten kann. — — —

Digitized by Google

Der Geiſt des Chriſtenthums iſt nicht anders zu bezeichnen, als daß er die lebendige Liebe, oder die lebendig gewordne Idee der Liebe ſei, alſo Liebe, die mit dem Herzen an die Menſchen und mit den Augen gegen Himmel gerichtet iſt, — einen Beruf auf Erden und eine Heimat — nein, eine Abkunft im Himmel hat. Dieſe chriſtliche Liebe bethätigte ſich zuerſt in kleinen Vereinen; ſingend und betend wendete man ſich an den Vater, almoſenſammelnd und krankenpflegend an die Brüder. Der göttliche Meiſter hatte nur zwei Symbole hinterlaſſen: man verband ſich durch Taufwaſſer, und verſammelte ſich beim Brotbrechen. Es galt keinen ſo genannten Kultus, ſondern — ſich für das Leben zu erwecken. Chriſtus war ein Seelen-Homöopath geweſen, und hatte die heidniſch-üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze ſehr herabgekommene Andacht — auf Waſſer und Brot geſetzt; nur ſeine Lehre war Lebensgeiſt. Und doch, wie ballte ſich um dieſe Lehre her eine — Kirche? — Eine Kirchengeſchichte kann hier nicht geſchrieben werden; aber intereſſant bleibt es, ſich der Elemente zu erinnern, aus denen die erſte chriſtliche Kirche entſtand.

Der bloße, zarte Kern der Chriſtuslehre überhäutete ſich zuerſt mit dem anſchmiegſamen Apoſtelthum. In dieſem aber bildet ſich ſchon ein Doppelkeimchen des Zwieſpaltes für eine tauſendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der chriſtlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwicklung derſelben vor. — Petrus, den Altmoſaiſchen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig das Freigeiſtige derſelben zu faſſen, bildet den Stamm der ſo genann-

Digitized by Google

ten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeſte, kurz das Hierarchiſche findet in der „Peterskirche“ alte Gunſt und neues Glück. Paulus erfaßt den Geiſt des Chriſtenthums, und verchriſtlicht ſeine eignen und die Ideen ſeiner Zeit. Aber ſchon er wird nicht begriffen; der beſchnittne und beſchränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apoſtel der Geiſtreichen und Geiſtesfreien, bildet, bis einſt ſein Bau an die Reihe kömmt, die Oppoſition der erſten Kirche. Aus dieſen beiden apoſtoliſchen Richtungen entwickelt ſich das Prieſterthum und das Ketzerthum, jenes langſam ſich befeſtigend, dieſes wandelbar und wechſelnd.

Die Natur war das erſte Prieſterthum, dem ſich der Menſch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie ſeine Halbgeſchwiſter, in treuem Glauben; durch geiſtige Bildung wurde er ein Schismatiker, und kann er ſich auch nicht ganz aus dem Kirchenbande losmachen, ſo bleibt er doch ein ſteter Proteſtant gegen die Natur. — Mit ähnlicher Gewalt wie dieſe, ſtellt ſich überall das Prieſterthum der religiöſen Freiheit der Menſchen entgegen. In den erſten chriſtlichen Gemeinden gab es kein Recht, kein Amt, zu ſprechen; aber es ſtand natürlich den Aelteſten am Beßten an, und ein Aufſeher ward wol bald nöthig. Aelteſte und Biſchof brachten ſich aber bald durch Einſicht und Klugheit ein perſönliches Anſehen und einen Einfluß zu Wege, der ſehr leicht am Amte kleben blieb. Verhandlungen der verſchiednen Gemeinden unter einander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob dieſen Einfluß mehr und mehr. Denn wie die Gemeinden ſich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Ver-

ſammlungen der Biſchöfe in der Art, wie ſich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinſchaftlich zu berathen pflegten. Indem man mit redlichem Eifer das gemeinſame Beſte überlegte, ward man doch bald auch inne, daß zugleich eines Jeden perſönliches Anſehen dabei nicht übel wegkam. So fanden ſolche Kirchenverſammlungen im ganzen römiſchen Reiche Gunſt. Durch Beſchlüſſe wurde Glauben und Kirchenzucht geregelt; eine allgemeine Kirche bildete ſich den getrennten Meinungen gegenüber; damit entſtand aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher, und ſtellte ſich auf verſchiednen Stufen über die bloß vernehmenden Chriſten. Die ehemalige Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die nun nicht mehr aufhören, ſondern nur wechſeln, müſſen ein für alle Mal aus einer höhern Anſicht begriffen werden: es ſind die Ausbrüche des geiſtigen, des — pauliniſchen Chriſtenthums, das eine freiere Geſtalt verlangt, als die petreiſche oder petrificirende des wachſenden Katholicismus. Es iſt wahr, der ketzeriſchen Anſichten, die wandelbaren, erſcheinen meiſt ſo ſeltſam und wunderlich, wie die Kirchenlehren, die einen Beſtand gewannen. Aber die ſogenannten Ketzereien ſind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefeſſelten Chriſtusgeiſtes, während die ſeltſamen Kirchenſatzungen für den Siegesjubel des Weltgeiſtes zu erklären ſind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelſen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht. —

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des jugendlichen Chriſtenthums, das ſich in allen Bildungen des Lebens

verſuchte, zu widerſtehen, nahm die junge Kirche, um eine Eintracht zu befeſtigen, ihre Zuflucht zum Verſtande, und arbeitete, die Einheit ſuchend, immer mehr auf eine Einerleiheit hinaus. Freilich iſt die Wahrheit nur eine; aber ſie iſt eine Idee, die ſich in endlichen Erſcheinungen nur getheilt abſpiegelt, und die Summe derſelben in den Schooß der Gottheit niederlegt. —

Nicht ſo bald hatte ſich die Prieſterſchaft von den Laien geſöndert und über ſie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Weſen annimmt. Es entſteht viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebets und Faſtens. Es wird Gebrauch, ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbol, das freilich für die Chriſten einen neuen Sinn gewonnen hatte, nachdem es ſchon in egyptiſchen Myſterien zur Bezeichnung des Durchſchnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator üblich geweſen war. Und wie ſich überall ſinnliche Gebräuche gern ſelbſtändig machen, weil ſie ſich in der Sinnenwelt, ihrem mütterlichen Erbtheil, zu Hauſe fühlen, ſo fing man auch früh an, hinſichtlich der Taufe, das Zeichen für die Sache, das Waſſer für die Sinnesänderung zu nehmen. Abſchwörungen des Teufels wurden damit verbunden, auch bei Kindern; als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengeſindel wäre. Am nutzbarſten aber war die Polizeigewalt ſtrenger Bußſtrafen für prieſterliches Anſehen, das nun zu einem Vermittleramt zwiſchen Gott und dem Sünder ſich verklärte. —

Doch allen dieſen Elementen, wie ſie ſich in einer ſeelenängſtlichen, reſignationseifrigen Zeit bekräftigten und

Digitized by Google

verbanden, fehlte noch die Sonne der Gunſt von der Höhe weltlicher Gewalt. Dieß Glück wurde jedoch der jungen Kirche unter Konſtantins Regierung zu Theil. Es liegt in der Natur der Hofgunſt, daß ſie begünſtigte Intereſſen an deren Repräſentanten auszeichnet. Die Geiſtlichkeit ging alſo bei dem Eifer des Kaiſers für das Chriſtenthum nicht leer aus. Sie wurde von bürgerlichen Laſten und Dienſten befreit, und man durfte die Kirchen in Vermächtniſſen bedenken. Wie leicht fielen da Güter und Schätze vom Herzen derer ab, die damals ſo bekümmert um das Jenſeits waren, in die Hände derer, die das Ewige beſorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen dem Katholicismus zu. Die Zeitverhältniſſe machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältniſſe ſich ändern dürfen. —

Zu dieſen Zeitanſichten kömmt bald eine große Ahnung des nächſten Weltſchickſals. Ein gewaltiges Weltreich, die römiſche Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerem Völkerſturm zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen ſoll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdiſche verſchmähen? — Jahreszeit und Witterung bringen manche wechſelnde Krankheit mit; die Wechſel der Weltgeſchichte ſcheinen ähnlichermaßen auf die Gemüther der Menſchen zu wirken. Grade die edelſten Herzen faßten einen Widerwillen am Irdiſchen, das ſie eben als erlöſt hätten anſehen, und friſch erbauen ſollen. Doch in der That das Verworfne ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuſchaffen, entſtand das Inſektengeſchlecht der

Digitized by Google

Mönche. Ihnen, den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu, und ſie häufen ſie in Klöſtern. Hierher ſchleppen reiche Novizen ihr Vermögen; in reichen Vermächtniſſen werden die Geſellſchaften bedacht, die ſelbſt kein Teſtament machen. So häufen ſich alſo auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. Werden nicht die edelſten Schätze aus den Felſen gehoben? Das Petrefact der Petruskirche verſchließt ſie wieder. Die Welt erkrankte an dem übermächtigen Gefühl vom Unwerthe des Irdiſchen: ſie rettet ſich durch den Auswuchs dieſer Krankheit, durch das Mönchthum. Denn nun baut dieſes in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in ſtillen Zellen auf ſelbſtbereitetem Pergament die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Waizenkorn des Himmels grünt unter ſeinem Kreuzſpaten auf, und ſein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wiſſenſchaft. — — —

Noch ſetzte ſich in der frühſten Zeit ein Hauptkeim kirchlicher Entwicklung an. Konſtantin hatte nämlich, obſchon zum Chriſtenthum übergegangen, doch die herkömmliche heidniſche Würde eines Oberprieſters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es ſich da bei der biſchöflichen Luſt zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Obergewalt die geiſtliche gekommen, und ein chriſtliches Sultanat entſtanden wäre. Statt deſſen legte er, freilich unbeabſichtigt, den Grund zu einer heilſamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit ſeinen Mitregenten durch Glück und Mord Alleinherrſcher geworden, erbaute

er an der Grenze zwiſchen Europa und Aſien Konſtantinopel zum neuen Herrſcherſitz; da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüber folgte, ſo drückte ſich nach und nach ein frommer Biſchof in dieſen Glanz, und ſetzte ſich zuletzt ſelbſt vor den eindringenden nordiſchen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf. — Erſt nämlich erhoben ſich die Biſchöfe der Reichshauptſtädte mit dem Namen Patriarchen über die andern. Dann wurde auf der Synode zu Konſtantinopel im Jahr 381 — nachdem man dem heiligen Geiſte die Perſönlichkeit und gleiches Weſen wie dem Sohne zuerkannt hatte, auch dem römiſchen Biſchof Rang und Auszeichnung vor dem Patriarchen zu Konſtantinopel votirt. Man kann ſehr gründlich darlegen, wie die eigenthümliche Weltlage Roms und der dort ſpukende herrſchſüchtige Geiſt ſolchen Vorzug mit ſich brachte; allein meiner Anſicht genügt es, daß ja der Vorrang, den der ſtets vordringliche Apoſtel Petrus unter ſeinen Mitapoſteln behauptet hatte, nothwendiger Weiſe auch der Peterskirche zukommen mußte. Doch ging es zwiſchen dem byzantiniſchen und römiſchen Biſchofe, dieſes Vorrangs wegen, nicht ohne lange Kämpfe ab. — Inzwiſchen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniel aus, deſſen fortdauernde Geſtalt der Katholicismus hauptſächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemiſch von Einfalt und Gelehrſamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann ſeiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, ſchauervolle Pracht des Gottesdienſtes, ordnete den Meßkanon und den Feſtkalender, und führte die bunte, wechſelnde Pracht der Gewänder ein. Man kann ſagen, Gre-

Digitized by Google

gor habe zuerſt Namens der ſich einrichtenden Peterskirche die Inteſtat-Erbſchaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch' ein reicher Haushalt fand ſich da nicht vor! Feſte aller Art, — Demeterfeſte, Thesmophorien, die Megaleſien, Ambarvalien, Saturnalien und andere; dann Prozeſſionen aller Art; ferner Geräthe aller Art: purpurne Prieſtermäntel, phrygiſche Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einſt zum Erſtaunen geſchwitzt hatten, Iſisklappern, Fichtenzweige als Bußgeißeln, Lorbeerzweige als Weihwedel und — wer nennt Alles, was einſt die Heiden beſeſſen hatten, und was ſich nun für den peterskirchlichen Haushalt bräuchlich machen ließ. — So bildete ſich das Ceremonienweſen zu den Entwicklungen des Lehrgebäudes durch die Concilien. Und nun that derſelbe Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechiſchen Heere, hatte ſich an der Spitze empörter Legionen des griechiſchen Thrones bemächtiget, und den Kaiſer Mauritius nebſt deſſen Kindern ermorden laſſen. Dieſen rohen, rothhaarigen, mißgeſtalteten, bartloſen Kaiſermörder begrüßte zu ſeiner Thronbeſteigung der Biſchof Gregor, und freute ſich, daß des Phokas milde Frömmigkeit auf den kaiſerlichen Thron gelangt ſei. Phokas bezeigte ſich erkenntlich, und erklärte unter Gregors zweitem Nachfolger durch ein eignes Hofdecret — den römiſchen Stuhl für den vornehmſten in der Chriſtenheit und den Biſchof zu Rom für das Haupt der Kirche. —

Die Peterskirche ſtand im Großen fertig, wenn auch die ſpätere Zeit noch daran vollendete. Die Weltlage,

Digitized by Google

und vielleicht auch die natürliche Entwicklung der Liebe, — die ſich entſagend und leiſtend bethätiget — brachte es mit ſich, daß das Chriſtenthum zuerſt negativ, als Weltverachtung, auftrat. Reſignation auf Alles, was die Welt hochgehalten, worin ſie ſich verſündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verſchmähung der Lebensfreuden, Demuth eigner Einſicht, Hingebung eignen Willens hatten ein unerſchöpfliches Material von ſich gethan, aus welchem eine ſo prachtvolle Kirche, wie die erſte des Chriſtenthums, erbaut werden konnte. Aber die aus Reſignation entſtandne Kirche konnte nur durch fortwährende Reſignation beſtehen, und da die Welt ſich ihre Güter und Gelüſte nie lange nehmen läßt: ſo hielt die Kirche deſto nachdrücklicher, aber auch nachtheiliger, die höchſten geiſtigen Güter des Menſchen feſt; indem ſie Verzicht auf eigne Forſchung und auf ſelbſtändigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt ſie mit ſtrenger Beharrlichkeit den doppelten Zwieſpalt, — den urſprünglichen zwiſchen Petrus und Paulus, und den ſpätern zwiſchen Rom und Konſtantinopel. Ich will ſagen, die Peterskirche verfolgte den pauliniſch-freien Geiſt in den vielfältig aufkommenden Sekten, in denen ſich die geſunde Lebendigkeit des Chriſtenthums gegen deſſen Petrification hervorthat, und ſuchte die Trennung zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt bis zur eignen Unabhängigkeit, ja bis zur geiſtlichen Oberherrlichkeit auszubilden. Höchſt merkwürdig war ein Drittes, was dazu kam. Die ſinnliche Andacht der Kirche ſteigerte ſich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papſt Urban der Vierte, früher Archidiakon in Lüttich, ſetzte nämlich

gegen Ende des 13ten Jahrhunderts das von ſchwärmeriſchen Frauen jener Stadt aufgebrachte Feſt des Frohnleichnams ein, in welchem nicht mehr der menſchgewordnen Gottheit, ſondern der uns allen gemeinſamen Hülle, in welcher ſie erſchienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen ſolcher Andacht entzündete ſich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelſten Organe der lebendigen Kirche, die Geiſtlichen und Mönche, die ſich an den von der gläubigen Welt einſt reſignirten Gelüſten übernahmen, erkrankten am Tiefſten. Ein Gefühl der Laſterhaftigkeit ergriff, wie einſt in der heidniſchen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unſinn raſender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie ſich ja die umherziehenden Geißlerbrüderſchaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflöſten. Ueber dieſer neuheidniſchen Sündflut fanden nun die weltliche Macht und das pauliniſch-geiſtesfreie Ketzerthum ein gemeinſames Intereſſe gegen die beſtehende Kirche. Dieſe Intereſſen verbanden ſich endlich mit wechſelſeitig geliehenen Waffen zu jener religiöſen Oppoſition, die ſpäterhin unter dem Namen Proteſtantismus nach blutigen Kämpfen einen ſtaats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn man nun gar leicht die Ueberzeugung faſſen kann, der Proteſtantismus ſei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entbehre gänzlich des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: ſo bleiben wir doch weit davon entfernt, das Chriſtenthum ſelbſt für erſchöpft und die Welt einer ganz neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr glauben wir feſt, daß nach Abbruch

Digitized by Google

oder vielleicht ſchon neben dem Verfall der Peterskirche ſich die pauliniſche erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Chriſtenthum, neben dem negativen Pol des Entſagens noch den poſitiven des Leiſtens zu bewähren? Und iſt dieſer nicht erſt der eigentlich ſchöpferiſche, unerſchöpfliche? — —

Was ließe ſich aber jetzt ſchon von dieſer zweiten Kirche mehr ſagen, als daß ſie eines Tages erbaut ſein wird? Der Menſch reicht nur mit Bedürfniſſen, nicht mit Einſichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menſchheit hat nur das Vorgefühl eines Wechſels der Zeit, und die Vorſehung behält ſich die Ueberraſchung vor. Soviel aber läßt ſich vorausſehen, daß die pauliniſche Kirche ihre Bauſteine nicht aus der Verſchmähung, ſondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die chriſtliche Welt ſo rührig in Reformen, ſo thätig im Schaffen, wie heute. Es iſt Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, ſie räumt auf, ſie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich ſage nicht, daß dieſe anerkennende Kirche einer leiſtenden, freien Liebe die Materien unſerer Werktage heilig ſprechen, das Fleiſch unſerer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die ſchaffende chriſtliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die zuvörderſt das Jahrhundert vom Ausſatze der Genußſucht befreien, und die geſchwollnen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird ſie keine Reſignation auf unſere Kräfte, auf unſere Rechte, ja nicht einmal auf unſere Neigungen, kein Verſchmähen unſerer Intereſſen, unſerer Foderungen oder auch nur der Genüſſe der Welt verlangen.

Bloß eine Reſignation müſſen wir in der erſten Kirche der entſagenden Liebe gelernt haben, jene nämlich auf Eigenſinn, Eigenliebe und Eigenwillen. Wer aber ſchaut heute nicht mit Betrübniß auf dieß materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der ſchaffende Menſchengeiſt ſich nach einer Weihe ſehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menſchengeiſtes eine Einſegnung bedarf, daß die Kinder dieſer Ehe, die Erzeugniſſe des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Dieſe Weihen werden in der zweiten chriſtlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche die das ganze Leben und alle ſeine Kreuzgänge und Seitenkapellen mit einer durchſonnten Kuppel überdomen wird.

Einſt ſtand die allgemeine Bildung der Welt im Einklang mit der katholiſchen Kirche. Damals war es, wo — wie geſagt — das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum beſucht die heutige Bildung der Welt keine Kirche mehr? — Die Geiſtlichkeit beklagt es; wir aber begreifen es: die heutige Bildung hat eben keine Kirche; die Bildung der Welt iſt — excommunicirt. Jeder Einzelne vereinzelt ſich mit ſeinem religiöſen Herzen; natürlich: die alte Geſtalt der chriſtlichen Kirche zerfällt in ihre Atome, die das ſchöpferiſche Chriſtenthum zu einem neuen kirchlichen Leben wieder verbinden will. Einſt that der Nachfolger des Apoſtels Petrus ganze Länder in den Bann; ſeit dreihundert Jahren excommunicirt die Peterskirche die ganze Bildung der Welt. Denn dieſe iſt bereits von pauliniſchem Geiſte bewegt;

Digitized by Google

was einſt einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzeriſch, das iſt jetzt, nur nicht in einzelnen Punkten, ſondern im tiefſten Geiſte, die geſammte Bildung der Welt; denn ſie iſt der peterskirchlichen Reſignation entwachſen, ſie will die Materien des Lebens gewürdigt, die Geiſter ſelbſtändig, den Glauben nicht mehr römiſch-mediatiſirt, ſondern himmelsunmittelbar wiſſen.

In dieſer Weltlage kann es keine innere Pflicht ſein, einer beſtehenden Kirche anzugehören. Ob es Pflicht ſei, ſich zum Proteſtantismus zu bekennen, hangt davon ab, ob derſelbe durch den Geiſt ſelbſtändigen Forſchens beim Abbruche der Peterskirche thätig ſei, oder ob er gerade Rasttag habe, und um die zerbrochnen Inſignien des Papſtthums, — um den Juwel der Infallibilität würfele.

Höchſte Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt durch edlen Willen und heilige Geſinnung, den wahren Geiſt des Chriſtenthums zu begreifen, und in ſeinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weiſe zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Chriſtenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: ſo läßt ſich in jedem Lebensberufe, und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darſtellen und lebendig machen. Jeder ſoll ſich ſelbſt zu einem Bauſtein der künftigen pauliniſchen Kirche bearbeiten, da dieſe eine Kirche des Lebens, aus Lebendigem gefügt, ſein wird. —

Und wollten neben dieſer Pflicht der Einzelnen die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen; ſo wäre es, daß ſie in ihrer Furcht und Beſorgniß bei den Aequinoctialſtürmen der Zukunft ihr Heil nicht hin-

Digitized by Google

ter bloß materiellen Intereſſen ſuchten, die nur den bedrohlichen Abgrund zwiſchen Elend und Ueppigkeit erweitern; ſondern daß ſie große, freie Gedanken, edle Selbſtändigkeit der Einzelnen und flammendes Gemeingefühl, mithin was gerade das Jahrhundert von ſeinem Eigenſinne, ſeinem Eigenwillen, ſeiner Eigenliebe — alſo von den Dämonen der Zerſtörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, ſondern befördern möchten.

Digitized by Google

III.

Geiſtliche Antiphonieen.

Von

Karl Roſenkranz.

Prooemium.

Ihr liebt es, die Autoren abzupferchen
In Fächer, wie der Katalog ſie ordnet.
Ihr denkt von mir, ich ſei ein Philoſoph,
Denn auf dem litterar'ſchen Markt erſchien' ich
Mit der Deviſe: Speculation.
Ein Dichter bin ich wahrlich nicht. Ich mache
Nur Verſe, um in des Momentes Drang
Mich leidlich noch zu retten. Nothrecht üb' ich.
Ob ich ein Philoſoph bin, wer kann's wiſſen?
Zu werthlos noch bin ich ſo großem Namen.
Für jetzt bin ich nur eines Weiſen Schüler,
Und hab' an meiner Jüngerſchaft vollauf.
Drum denkt bei dieſen Verſen weder daran,
Daß ich Profeſſor der Philoſophie,
Noch glaubt, daß ich das Heer der Lyriker,
Die jetzo ſingen, zu vermehren komme.
Nehmt mich als Menſchen nur! Das iſt genug.
Als Menſch flücht' ich zu Euch, zeig' Euch mein Herz,
Und will dadurch mich von mir ſelbſt befreien.
Denn Hülfe iſt's dem Ringenden, wenn er,
Was ihm im Buſen gährt, aus dunkler Tiefe
Zum Licht und zur Gemeinſchaft offenbart.

Digitized by Google

1.

Die Zukunft wollteſt Du erſchauen?
O laß verhüllt ihr düſt'res Grauen.
Denn wenn ſie auch voll Freuden wär',
Voll Leiden iſt ſie doch noch mehr.
Ha fürchterlich, ſo jung an Jahren,
Und ſchon ſo herbe Noth erfahren.
Es nagt ein tiefer Seelenſchmerz.
Zerriſſen iſt das arme Herz,
Denn meines wahren Glückes Sterne
Erglänzen, ach! in weiter Ferne.
Der Himmel wölbt ſich kühn und blau,
Doch ach! mein Himmel falb und grau;
Die Räume grünen, Blumen blühen,
In mir ein eiſiges Erglühen.
Es rauſcht der Strom, es klingen Lieder,
Doch kein Ton hallet in mir wieder.
Die ganze Welt iſt mir erſtorben,
Nur Gram und Laſt hab' ich erworben,
Was ich gehofft, es iſt zerronnen,
Verloren iſt, was ich gewonnen:
Es zieh'n geheimnißvolle Bande
Mich nach des Nichtſeins ſel'gem Lande,
So lebensſatt bin ich geworden,
Daß nichts mir bleibt, als mich zu morden.

Digitized by Google

2.

Verſuch' es noch einmal, zu leben,
Verſuch' es noch einmal, zu ſtreben;
Wirf von Dir Alles, was veraltet,
Stoß Neigung ab, die ſich erkaltet.
So auf Dein vor'ges Daſein blicke,
Als unabhängig vom Geſchicke.
Laß es Dein Herz mit nichten kümmern,
Wenn Luſt und Hoffnung geh'n in Trümmern.
Vollkommen gleich muß es Dir gelten,
Ob ſich zerſplittern ſchöne Welten.
Ob Freund' und Feinde Dich auch haſſen,
Doch bleib Du wie ein Fels gelaſſen.
Nur dieſe Ruhe kann Dich retten,
Von Dornen Dich auf Roſen betten;
Sie nur kann wieder Dir gewinnen,
Was Gram und Krankheit riß von hinnen.
Nur dieſe Ruhe kann erringen,
Zu Gott Dich wiederum zu bringen,
Zu Gott, den Du ſo oft gehöhnt,
Und der ſich doch mit Dir verſöhnt,
Denn viel will denen er vergeben,
Die viel geliebt in ihrem Leben.

Digitized by Google

3.

Ich fühl's, ich habe nie gewagt,
Den Kampf ganz durchzuſtreiten;
Von Luſt und Eitelkeit geplagt,
Verlor ich ſchöne Zeiten.

Doch iſt's ſo leicht, doch muß es ſein,
Ich kann ſonſt nicht mehr leben.
Das Weſen trenne ſich vom Schein,
Es flamm' empor das Streben!

Der morſche Leib, wenn er auch bricht,
Was iſt daran gelegen?
Des Geiſtes unbeugſam Gericht
Muß mich allein bewegen.

Digitized by Google

4.

Ich fürchte mich, die Schuld zu zahlen
Die früherhin ich auf mich lud;
Und doch, zu dulden ihre Qualen,
Iſt froh erlöſender Tribut.

Sei denn gewärtig aller Schmerzen
Mit heiter gottergeb'nem Sinn;
In Deinem neugeſchaffnen Herzen
Sei alle Bangigkeit dahin.

Vergang'nes kann niemals erſterben,
Wenn es nicht neu der Geiſt erzeugt.
Die Seligkeit kann nur erwerben,
Der ſich Vergangenem nicht beugt.

Digitized by Google

5.

Schon wieder hab' ich angefangen,
Und wieder fühl' ich mich ſo matt.
Werd' ich wohl je zum Ziel gelangen,
Wird meine Seele je wohl ſatt?

Gott — doch das iſt mein bitt'res Leiden —;
Ich weiß nicht, iſt er, iſt er nicht;
Bald will mich Alles von ihm ſcheiden,
Bald ſtrahlt der alten Liebe Licht.

O, wenn er iſt, wird er mich tragen
In ſeiner Liebe heil'gen Schooß;
Mag mich der Zweifel an ihm plagen,
Er läßt gewiß nicht von mir los.

Digitized by Google

6.

Zum letztenmal ſei nun begonnen
Die arbeitreiche Seelenqual!
Wie oft ich ihn auch angeſponnen,
Der Faden riß noch jedesmal.

Die Welt, ſo herrlich anzuſchauen,
Der Geiſt, ſo groß, ſo ſtark, ſo frei;
O, hier iſt gut ſein, Hütten bauen,
Brich nur des Wahnes Joch entzwei!

Betrachte Dich als neugeboren,
Denk, Du ſeiſt hier zum erſtenmal;
Vergiß, was Du Dir ſonſt erkoren
Zu Luſt und Schmerz in kind'ſcher Wahl.

Ja, wolle nur Dich ſelber faſſen,
So wirſt Du überſelig ſein;
Laß ab, Du Thor, Dich ſelbſt zu haſſen,
Dem Reinen, denk, iſt Alles rein.

Doch unabläſſig mußt Du ringen,
Kein Augenblick darf ſtille ſteh'n;
Will auch das Herz vor Weh zerſpringen,
Doch mußt Du ruhig vorwärts geh'n.

Digitized by Google

7.

Unſterblich ſollen wir jetzt ſein
Mit aller Gewalt;
Sei's nun zur Freude, ſei's zur Pein,
Und ſei's in welcher Geſtalt.

Mir gilt es wahrlich ziemlich gleich,
Ich kenne den Geiſt;
Man wird durch Sterben nicht arm nicht reich,
Die Sünde nur macht uns verwaiſ't.

Digitized by Google

8.

Wär' ich nur nicht zu Zeiten
So krank, ſo lebensſatt,
Daß ich, mich durchzuſtreiten,
Mich fühle übermatt.

Dann ſehn' ich mich zum Leben,
Dann ſehn' ich mich zum Tod,
In heimlichem Erbeben
Leid' ich die größte Noth.

Gott ſchafft die Welt und ſagt ſich:
Das iſt nun wohlgemacht;
Doch ich? Noch nichts erdacht ich,
Das ich nicht auch veracht.

Doch heute ſoll es enden,
Ich fühl' die Möglichkeit;
Es ſoll nun Frucht mir ſpenden
Die ſüße Wirklichkeit.

Den Gott in mir empfind' ich
So inniglich und klar,
Durch ſeine Macht entwind' ich
Mich jeglicher Gefahr.

Die Frommen mögen ſagen,
Ich ſei nur ein Titan.
O wäre das mein Wagen:
Wie leicht wär' es gethan!

Doch mit dem kühnen Streben,
Dem ſchöpferiſchen Drang,
Möcht' ich ſo gern verweben
Die Demuth ſonder Wank.

Digitized by Google

9.

Gott iſt! Gott iſt! In ihm zu leben,
Mir ſeiner ſtets bewußt zu ſein,
Das ſei fortan mein einzig Streben,
Ihm will ich Leib und Seele weih'n.

Was ich gefehlt: er hat's vergeben;
Was ich bedarf: er weiß es ſchon.
So ſchwing' ich mich denn ohne Beben
Hinauf zu ſeinem ew'gen Thron.

10.

Du haſt ſo viel unnützes Zeug geſprochen,
Daß wohl Du thuſt, nun auch einmal zu ſchweigen,
Zum Hören Deine Ohren hinzuneigen,
Denn jedes Wort, das unnütz, wird gerochen.

Darnach bedenke, was Du ſchon verbrochen.
Es führ' ein And'rer im Geſpräch den Reigen,
Es mögen And're Witz und Einſicht zeigen,
Du brauchſt nicht ſtets aus Deinem Schacht zu pochen.

Iſt Gott nicht ſtumm, der ſich doch offenbart?
Hieß nicht Pythagoras die Lippen ruh'n?
Schwieg nicht Simonides, zu Gott ſich wendend?

So ſei Du ſtumm, Dein ziellos Schwatzen endend,
Vom Vorſatz ſchreite frei und feſt zum Thun,
Und ſei gewiß der inn'ren Himmelfahrt.

Digitized by Google

11.

Krümm Du Dich, wie Du willſt! Einmal iſt Noth
Die innerſte, unendliche Bekehrung,
Des höhern Lebens bitterernſte Mehrung,
Des flachen Leichtſinns conſequenter Tod.

Umſonſt lacht Dir ein neues Morgenroth,
Umſonſt befreiſt Du Dich von äuß'rer Störung,
Umſonſt ſchenkt Dir die Wiſſenſchaft Belehrung,
Umſonſt mahnt Dich des Genius Gebot:

Wenn Du nicht ſchon im Voraus Dich bequemſt,
Alsbald von Neuem fehlend Dich zu finden,
Von Deinem Ideale abgefallen.

Wodurch Du Deinen Fortſchritt immer lähmſt,
Was Dich preisgibt des Augenblickes Winden:
Dein Stolz iſt es, Dir ſelber zu gefallen.

Digitized by Google

12.

Nun ſammle Dich! Die Jugend iſt verſchwunden,
Die Jugent, welche die Natur uns ſchenkt,
Die unbewußt zu heitern Zwecken lenkt,
Und nicht nachſinnt den ſchnell verrauſchten Stunden.

Mit dem Leichtſinn haſt Du Dich abgefunden,
Ein Quell der Thränen hat Dich lang getränkt,
Hat in das Elend tief Dich eingeſenkt
Und allen ird'ſchen Ketten Dich entbunden.

Noch ungewohnt iſt Dir das neue Leben,
Ein Fremdling noch biſt Du in ſeinen Hallen,
Und oft noch träumſt Du von dem vor'gen Sein.

Dies ändre! Willſt Du frei Dein Haupt erheben,
Muß das Vergangene in Nichts zerfallen,
Und höchſter Ernſt zu höchſter That Dich weih'n.

Digitized by Google

13.

Es iſt vorbei! Ich bin mir ſelbſt verſchwunden.
Die feinſte Eitelkeit, mich ſelbſt zu ſchätzen,
Mich an mir ſelbſt, an meinem Bild zu letzen,
Und mich zu freuen meiner tiefen Wunden:

Sie iſt beſiegt, Gott hat mich überwunden.
Nicht will fortan ich frevelnd ihn verletzen,
Nicht will fortan ich mich an mir ergötzen,
An Ihm allein, durch Ihn will ich geſunden.

Die Welt lieb' ich und will ſie ferner lieben,
Mit Andern will ich meine Rede tauſchen,
Natur und Kunſt anbetend in mir hegen.

Von Deinem Geiſte, heil'ger Gott, getrieben,
Will Deinen Worten immerdar ich lauſchen,
In Sturm und Drang mit Dir Gemeinſchaft pflegen!

Digitized by Google

14.

Ob ich auch noch derſelbe Menſch erſcheine
Als von Gebärde, Sprache und Geſtalt,
So hat ein And'rer doch in mir Gewalt:
Dein Geiſt, mein Gott, der heilige und reine.

Ob ich auch jetzt noch blut'ge Thränen weine
Für meine Sünden, ſchwer und mannigfalt,
Ob auch die Seele ſich zuſammenballt
In Angſt und Schmerz, daß ſie ſich Dir vereine:

Doch weiß ich, daß Du mich nicht willſt verſtoßen,
Daß immer mehr mein Daſein Dir gehört,
Ein ew'ger Lenz ſchon ſeine Blüthen treibt.

Der Du mir noch biſt, Vater alles Großen,
Ertödt' in mir, was teufliſch ſich empört,
Und rett' in mir, was unvergänglich bleibt!

Digitized by Google

15.

Ja, durch und durch, ſo fühl' ich mich zerſchlagen.
Schlaff ſind die Muskeln, müde ſind die Lungen,
Das Aug' iſt matt, das Blut ſchleicht wie gezwungen,
Das Hirn will nicht das Denken mehr ertragen.

So leb' ich alſo in den erſten Tagen
Des neuen Jahrs — und wie hab' ich gerungen!
Und doch iſt mir der Sieg noch nicht gelungen,
Doch leid' ich noch an ſo viel argen Plagen.

Und zu der alten lad' ich neue Schuld.
O Gott, Du weißt es, nur in Dir zu leben,
Iſt meine Sehnſucht, meines Willens Streben.

O Herr und Vater, bleib mit Deiner Huld
Bei mir, damit in meinem trüben Wehe,
In meiner Einſamkeit ich nicht vergehe!

Digitized by Google

16.

Möcht' ich mir todt ſein, möcht' ich doch vergehen!
Das Sterben iſt's, wozu der Geiſt mich drängt.
Wie oft ich auch vom Tod den Blick gelenkt,
Von Neuem ſtets muß ich doch auf ihn ſehen.

O Herz und Sinn zerreißend ſeid ihr, Wehen,
Eh man das wird, was man zu ſein ſich denkt.
Hat alle Fibern man auch angeſtrengt,
Bleibt man doch oft ganz unverändert ſtehen.

Durch eig'ne Macht wirſt Du es nicht erringen,
Dich ſelbſt zu neuem Daſein umzuwandeln,
Die welke Schlangenhaut von Dir zu ſtreifen.

Du mußt das dargebot'ne Heil ergreifen,
In Chriſto mußt Du leben, denken, handeln:
Mit ihm nur kannſt das Siegspanier Du ſchwingen.

Digitized by Google

17.

Ganz falſch, mein Freund, biſt Du bisher gegangen.
Mit Einem Male wollteſt Du vollenden,
Was nur ein Werk von vielen Sonnenwenden,
Von Deiner Seele oft erneutem Bangen.

Einbildung iſt's, zum Ziel ſo raſch gelangen,
Den Pfeil ſtets in das Centrum zu entſenden;
Ohn' zu verarmen, maaßlos zu verſchwenden,
Am End' ſich wähnen, wenn kaum angefangen.

Nein, lieber Menſch, ſo wird es Dir nicht glücken,
So würd'ſt Du nur zu einem ſtarren Bilde,
Von eitler Selbſttäuſchung gemacht, verſteinen,

Und nie den Gott an Deine Lippen drücken.
Du ſingſt nur, wenn die Kühnheit mit der Milde
Zum nie beſchloß'nem Kampf ſich Dir vereinen!

18.

Der allein hat die Befugniß, meine Schmerzen ſich zu deuten,
Welchen ſie gleich hart betrafen, welchen ſie gleich tief erfreuten,
Welcher zwiſchen Volk und Kirche ſeine Seele auch getheilet,
So daß ſie in beiden Sphären liebeſehnſuchtvoll verweilet.

Dieſes iſt's, was mich zerrüttet. Heidniſch iſt mein alter Sinn,
Und in allen Adern fühl' ich oft, daß ich Germane bin.
In die Ströme mich zu ſtürzen, auf die Felſen hinzuſchweifen,
Durch der Länder lange Folge eil'gen Schrittes hinzuſtreifen;

Waffen in der Hand zu tragen, vor Berſarkerwuth zu ſchäumen,
In der Wälder grüner Dämm'rung von den hohen Göttern träumen,
Ritterlich die Frau'n zu ehren, gold'nen Weines Fluth zu trinken,
Und in der Natur Umarmung bis zum Taumel zu verſinken. —

Aber dann erblick' ich wieder jenes Kreuz auf Golgatha,
Und Er tritt mir, der Erlöſer, ganz in ſeiner Liebe nah.
Seine Wunden ſeh' ich fließen, ſehe, wie er ſelig ſtirbt,
Fühle, wie Er es allein iſt, der uns Seligkeit erwirbt.

O verſteht es, theure Freunde, was in mir ſich dann bewegt,
Was ſich mir in dem Gemüthe dann ein heißer Streit erregt;
Alles Weltliche ſoll ſchwinden; die Natur, ſie mag vergeh'n,
Kann ich nur Sein Wort vernehmen, Seinen Blick nur offen ſeh'n.

Alle Ewigkeiten könnt' ich ſtill bei ihm in Andacht wohnen,
Und die Erde gäb' ich gerne für des Himmels heil'ge Kronen;
Um an Nichts als Ihn zu denken, ſtets Sein Angeſicht zu ſchauen,
Könnt' ich mönchiſch eine Zelle mir in Einſamkeit erbauen. —

Digitized by Google

Aber plötzlich klingen Töne, die geheimnißvoll mich locken,
Und die Andacht, das Gebet ſelbſt, plötzlich fühl' ich es mir ſtocken,
Gluten ſtürmen durch den Buſen, es erblaßt des Himmels Pracht,
Ein Vulcan iſt's, der ſein trübes Feuer ſprüht in wüſter Nacht.

Ungemeſſ'ner Trieb ergreift mich dann nach jener Seligkeit,
Von der Dichter und Weltweiſe, Laien, Prieſter prophezeit,
Kühn mit ſelbſtbewußtem Streben meine ſchwache Hand zu ſtrecken,
Nicht zu warten, bis ich einſtens ſie im Himmel würde ſchmecken.

Selig will ich, ſelig muß ich hier ſchon auf der Erde ſein,
Denn warum ſollt' uns das Weſen ſtets nur zeigen ſeinen Schein?
Sollt' er künftig nur erlangen, was des Geiſtes höchſter Frieden,
Dann wär' unſerm durſt'gen Geiſte ein tantaliſch Loos beſchieden.

Kann es höh'res Daſein geben, als es Chriſtus offenbart? —
Von des Stalles finſterm Raume bis zur ſel'gen Himmelfahrt
Iſt er Gott und Menſch geweſen, hat geliebt, gewirkt, gelitten,
Hat mit ſelig ſtiller Ruhe alle Weltunruh beſtritten.

So iſt mit ihm nun der Himmel nieder auf die Erde kommen,
Und es iſt die Kirche jetzo wahre Heimath aller Frommen;
Aller Zweifel iſt gelöſet, alles Dunkel iſt zerronnen,
Alle Zukunft iſt vernichtet, ew'ge Gegenwart gewonnen. —

So, Ihr Freunde, ſteht es mit mir. Aber ach! der ſüße Schall,
Den vom holden Maienbaume ſingt die Oſternachtigall,
Muß mich tief im Innern mahnen, wie ſo fern ich noch dem Leben,
Wo ſich freundlich ineinander Zeit und Ewigkeit verweben.

Digitized by Google

Wenn die ſchnee'gen Blüthen duften, wenn die bunten Blumen ſproſſen,
Wenn das Grün mit ſeinen Wellen alle Felder überfloſſen,
Wenn das Sonnenlicht ſo blitzend von dem blauen Aether ſtrahlet,
Wenn der Quell mit ſeinem lauten Plätſchern ſo anmuthig prahlet;

Wenn zugleich, wie heute Morgen, durch das Blau die Glocken klingen,
Feierlich die frohgeputzten Menſchen in den Kirchen ſingen,
Baumeswipfel leiſe nicken, Vögel durch die Lüfte rauſchen,
Und die Kinder in den Straßen ihre muntern Spiele tauſchen:

Dann pocht in mir die Empfindung, daß der Sinn ſich mir verwildert,
Während ein geheim Entzücken doch des Aufruhrs Wogen mildert.
Wehmuth packt mich unbeſchreiblich, Luſt bin ich und Qual durchdrungen,
Erde hat mich und der Himmel, beide haben mich bezwungen.

Digitized by Google

IV.

Fragmente

aus

einer Reihe von Briefen über das Erdleben.*)

Von

Dr. C. G. Carus.

Erſter Brief.

„Wie wohlthätig iſt uns doch die Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! — Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unſrer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſres wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt ſie uns die

---

*) Dieſe Briefe, zu welchen der Plan vor länger als einem Jahrzehend entworfen worden war, ſollten die Bedeutung haben, die Kenntniß der uns umgebenden Natur auf eine freie und äſthetiſche Weiſe zu fördern, zu beleben. Mehreres dahin gehörige war vorbereitet, einzelnes vollendet worden, — dann aber hatten andre Unternehmungen die Aufgabe verdrängt, und nun, nachdem ich bereits im zweiten Theile meines Tagebuchs über Paris u. d. Rheingegenden, einen einzelnen Brief über die Entſtehung der Erde mitgetheilt hatte, übergebe ich hier, aufgefordert, zwei andre das Unternehmen einleitende Briefe dem geneigten Leſer. — Finden ſie Beifall, ſo könnten ihnen ſpäter noch andre folgen, ja vielleicht könnte noch einmal das Ganze zur Reife kommen. —

anvertrauten Güter zurück wenn wir kommen und ſie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerm Eigenthume zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! — Unſre ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken. Denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wiederſuchen." — Dieſe Worte Schiller's, welche in einem ſeiner von Frau von Wollzogen herausgegebenen Briefe vorkommen, fühlte ich mich gedrungen, gleich einem Salve! auf die Schwelle dieſer Dir längſt verſprochenen Mittheilungen über die Erſcheinungen des Erdlebens niederzuſchreiben. Ich thue dies um ſo lieber, da das von jedem zu tieferm Bewußtſein gekommenen Menſchen wohlgekannte Verlangen ein reines Verhältniß zu der uns umgebenden Natur ſich zu bewahren, in jenen Worten mit großer Innigkeit und Beſtimmtheit ausgeſprochen iſt, und gerade ein ſolches Verlangen vorausgeſetzt wird, wenn man Mittheilungen, wie wir ſie hier beabſichtigen, mit Ernſt und Liebe aufnehmen will. Ja theuerſter Freund! gewiß ſie iſt ſchön dieſe Welt und ich habe es immer als einen beſondern Beweis des geſunden Sinnes der Griechen betrachtet, daß ſie für die Welt und das Schöne nur ein und daſſelbe Wort: Kosmos, gebrauchten; auch iſt es nicht zu ſagen in wie vieler Beziehung erfreuend, erregend, kräftigend, mit einem Worte fortbildend die Erſcheinungen dieſer Welt auf uns wirken können und bei rechter Stellung wirken müſſen. Aber um dies recht zu empfinden, habe man nur

Digitized by Google

erſt den Muth dieſe Welt näher zu kennen, man lerne wie in jeder ihrer Erſcheinungen die wunderbarſten Geheimniſſe verſchleiert liegen die, wenn ein ernſtes Hinſchauen uns von einer Stufe dieſer Myſterien zur andern führt, uns das freudige Gefühl einhauchen welches wir etwa haben würden wenn wir in der reichſten Gemäldegallerie bei noch dunkler Frühe erwachten und nun das auftauchende Licht des Morgens uns ein Meiſterwerk nach dem andern zur Anſchauung brächte! — Wenn ich mich an meine frühern Knabenjahre zurückerinnere, wie wunderlich eng mir die Welt war, eng weil mir ſo gar wenig davon zur Erſcheinung kam, und nur weit genug weil ich von dem was hinter dem nahen Horizonte lag ſo gar keine Kenntniß hatte; und wenn ich jetzt um mich blicke und bei dem deutlichen Gefühl wie unendlich Vieles mir verborgen geblieben iſt und bleiben wird; doch am Himmel und auf Erden tauſende von Erſcheinungen erkenne die mich wie alte Bekannte und Freunde umgeben, wenn ich empfinde wie eben durch dieſen vertrautern Umgang mit der Natur, das ihr in jedem Baumblatte und jedem Kryſtall aufgedrückte Siegel des göttlichen Urſprungs, mir leſerlicher geworden, und die innige Freude an ihrer unvergänglichen Schönheit immer heller aufgegangen iſt, ſo kann ich nicht umhin Dir und der Welt es immer von neuem zu wiederholen: es ſei das Studium der Natur im freien und reinen, ächt menſchlichen Sinne getrieben, eins der ſchönſten und wirkſamſten Förderungsmittel nicht nur zur immer vollkommnern Entwicklung aller unſrer geiſtigen Kräfte, ſondern überhaupt zur Erreichung einer freudigen Genüge am Daſein und Wirken. — Daß die-

Digitized by Google

ſes nicht allgemeiner und beſtimmter erkannt wird, iſt aber um ſo ſonderbarer, da es nur einer aufmerkſamen Vergleichung des Alterthums mit der neuern Zeit bedarf, um darzuthun daß gerade Naturſtudium ganz eigentlich eine Hauptaufgabe der Neuern ausmacht, und zwar eine ſolche aus deren Erfüllung dieſer Zeit allerdings ein weſentliches Heil erwachſen muß, und in deren Richtung ſie ſich auch bereits weit mehr über das Alterthum erhoben hat als es vielleicht in der andern der Zeitfolge nach ihr nicht minder eigenthümlichen d. i. der religiös ſittlichen Richtung, bisher hat gelingen wollen. — Möge denn doch auch Jeder, dem hierin eine Stimme zuſteht, das Seinige thun, damit ein lebendiger Sinn für dieſe wichtige Bedeutung eines ſolchen Naturſtudiums immer allgemeiner verbreitet werde! —

Allerdings hat es uns aber wie Du wohl weißt, oft genug eigene Gedanken gegeben, wenn wir bemerkten wie eine Menge ſonſt wohl ausgebildeter Menſchen in der ſie umgebenden Natur ſo ganz fremd waren, wie der Boden auf den ſie treten ihnen unbekannt, wie die Luft die ſie athmen, das Licht das ihnen leuchtet ganz unbeachtet geblieben waren, und wenn ſie dann oft klagten wie ſie bei ihren freilich einſeitigen egoiſtiſchen Beſtrebungen in der weiten ſchönen Natur, als ihrer mütterlichen Freundin entfremdete Söhne, ſich einſam und unglücklich fühlen mußten. — Bei ſolchen Betrachtungen haſt Du mich dann häufig an eine Stelle meiner landſchaftlichen Briefe erinnert wo es heißt: „Es wäre alſo einestheils wohl ein Buch zu wünſchen, worin frei von den Feſſeln der Schule, mit griechiſcher Einfachheit und auf eine rein menſchliche Weiſe die mancherlei Seiten des Erdlebens dem Leſer er-

Digitized by Google

ſchloſſen würden, wo er Hand in Hand mit Wiſſenſchaft und Kunſt und doch von keiner lehrhaftig beläſtigt, vielmehr als im Geſpräche mit lieben Freundinnen ſich umzuſehen angeregt fände auf dem Wege, den ſo Viele wie das beladene Thier zur Mühle, ohne die Augen von ihren Schrittſteinen zu erheben, zurücklegen.“ — Ja Du haſt mich aufgefordert den Verſuch eine ſolche Lücke auszufüllen ſelbſt zu wagen! — Die Sache hat indeß große Schwierigkeiten, denn wie die Brunhildis in der Nibelungen-Sage mit der heiligen Lohe umgeben iſt, welche nothwendig durchſchreiten muß wer die Jungfrau zu erwerben gedenkt, ſo iſt die Freudigkeit des Ueberblicks welche irgend ein genügendes Wiſſen gewährt nicht zu erreichen ohne gewiſſe ernſte und ſtrenge Beſtrebungen welche Ausdauer und Aufopferung fordern mittels deren allein jene Höhe breiterer Umſicht erworben werden kann, welche das wahre Genügen gewährt. Nun iſt indeß auch nicht zu läugnen daß ohngefähr eben ſo wie viele Künſtler denen es nach mannichfaltigen Anſtrengungen gelungen iſt das Material ihrer Kunſt beherrſchen zu lernen, doch darum der Kunſt ſelbſt und ihrem poetiſchen Leben um nichts näher getreten ſind, ſo es auch mit vielen Gelehrten und Naturforſchern ſich verhalte, welche, ganz in die genaue Sonderung des Einzelnen vertieft, eben weil das Einzelne ſeiner Unendlichkeit wegen doch am Ende ihrer Bemühungen ſpottet, bei allem mühſeeligen Abarbeiten nie den freudigen Ueberblick des großen und freien Naturlebens gewinnen. Man könnte ſie etwa dem Wanderer vergleichen der, ſtets die Augen auf den betretenen Fußpfad der Felſen und deſſen beſondre Beſchaffenheit geheftet, mühſam die

Alpen überſtiege und freilich am Ende weder eine Vorſtellung von der Eigenthümlichkeit der Phyſiognomie eines Alpengebirges noch einen Begriff von der Größe und Schönheit ſeiner Geſammterſtreckung erhalten haben würde. — Nun müſſen wir ferner auch bedenken daß es doch zweierlei ſei ob Jemand in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft ſich ſelbſtthätig regen, und das erwählte Feld fortbildend bearbeiten, oder ob er nur den Ueberblick deſſelben ſich zu eigen machen und mit Sinn und richtiger Orientirung daſſelbe durchwandern wolle. Gar wohl kann es ja ein gebildeter Geiſt erlangen die Schönheit eines Gedichtes oder eines Werkes der bildenden Kunſt rein aufzufaſſen, innig ſich daran zu erfreuen und durch wiederholte Betrachtung in ſeiner innern Entwicklung gefördert zu werden, ohne daß ihm deßhalb die Fähigkeit nothwendig einwohnen müßte ſelbſt ein ſolches Werk zu ſchaffen; und ein ſolches Verhältniß muß im Wiſſenſchaftlichen denn allerdings gleicherweiſe anerkannt werden. — Der Bau eines kunſtgemäß und ſchön gegliederten wiſſenſchaftlichen Werkes muß nothwendig auch dem Gebildeten der nicht ſelbſt Forſcher iſt, auf eine klare und überſichtliche Weiſe dargelegt werden können, ja man darf behaupten daß die durchgreifendere und allgemeinere Bildung einer Nation erſt dann als möglich erſcheint, wenn durch ſolches Zugänglich-Werden der verſchiedenen Wiſſenſchaften jedem Gebildeten und jedem in irgend einer Sphäre Selbſtthätigen auch der geſunde und klare Ueberblick der übrigen Reiche menſchlichen Wiſſens und Könnens zugänglich geworden. Freilich ein gewiſſes Organ ſolche Mittheilungen aufzunehmen wird allemal nothwendig vorausgeſetzt, und

Digitized by Google

wenn ich hier zu Dir deſſen Geſinnung ich kenne, frei und unumwunden von den Erſcheinungen des großen Naturlebens ſprechen werde, ſo möchte ich dies nicht ohne Unterſchied zu jeden Andern, denn allerdings ſind mir nicht ſelten wunderliche Individuen vorgekommen die alles andere mehr hätte beſchäftigen können als gerade das Naturleben. Ich mag dieſes nicht ſowohl mangelnde Anlage für dergleichen Erkenntniß nennen, denn welchem Menſchen ſollte, da er ſelbſt einer Seits Naturweſen iſt, der Sinn für Natur urſprünglich fehlen? — Aber ohngefähr eben ſo wie an unſerm Körper manche Muskeln, wenn wir ſie von Klein auf nicht üben, verkümmern und für's Leben gänzlich unbrauchbar werden, ſo geſchieht es auch mit dem Naturſinn, er kann durch pedantiſche oder läppiſche Erziehung zu Grunde gehen, er kann durch harte Mühſeligkeiten des Lebens verdorben werden, ja er kann durch ein verkehrtes erzwungenes Naturſtudium ſich verlieren und in bleibende Misachtung der herrlichſten Erſcheinungen ausarten. Jedenfalls das glücklichſte Organ für allgemeine Auffaſſung der tiefern Bedeutung der Naturerſcheinungen bringt Derjenige mit, der geſunden und offnen Sinnes von Jugend auf ſich gern in friſcher freier Welt bewegt und indem er lebendig den Reiz der Schönheit der Natur empfand, den Sinn für irgend eine andere Seite ernſter Wiſſenſchaft und zugleich innige Freude an dem Schönen der Kunſt in ſich ſorgſam und treu gehegt hat. — Wie empfänglich wird ein ſolches Gemüth ſein wenn ihm Schilderungen wie die eines Alex. v. Humboldt, eines Hugi, eines Hausmann und Anderer dargeboten werden, wie werden ſich gleichſam die

Digitized by Google

noch eng zuſammengefalzten Blätter ſeiner Vorſtellungs-welt ausdehnen und öffnen, und wie dankbar wird er Aufſchlüſſe vernehmen über Gegenſtände deren ſelbſtthätige Ergründung nicht im Bereiche des Feldes ſeiner eigenen Arbeiten gelegen war! — Und ſo denke ich mir nicht nur Deine Individualität; ich glaube zu wiſſen daß ſie ſo iſt und in dieſer Ueberzeugung will ich Dir denn offen mitzutheilen ſuchen was ich in den gedachten Beziehungen mitzutheilen habe! — Man ſpricht ja anders zu einem in dem man innige Empfänglichkeit für den Stoff der Mittheilung vorausſetzt und anders zu dem der nur mit Mühe einige Aufmerkſamkeit ihm zuzuwenden im Stande iſt. — Neulich fand ich übrigens aus dem geiſtreichen Werke von A. Bertrand: Traité du Somnambulisme et des differentes modifications qu'il presente; eine Parabel ausgezogen die mir für Schilderung des Verhältniſſes gewöhnlicher Menſchen zur Natur zu treffend ſcheint als daß ich ſie hier nicht noch mittheilen ſollte: „In einer großen Stadt" ſo erzählt der Verf. da wo er vom Vorherſehungsvermögen der Thiere ſpricht „deren Bewohner, eingewiegt in alterthümliche Gewohnheiten und eingeſchläfert durch das Gewühl und Geräuſch der ſogenannten großen Welt, taub für die leiſern Töne der ſtillen allgütigen Natur waren, langt ein Reiſender an; er erzählt Wunder von einer Zauberinſel, auf der er gelandet hatte, deren Thiere durch einen übernatürlichen Geiſt getrieben, das Vermögen beſitzen, die Zukunft zu erkennen und in ihr zu leſen, was vorher zu wiſſen ihnen einſt höchſt erſprieſelich ſein wird. Sie ſorgen für ihre künftigen Bedürfniſſe mit einer verſtändigen Geſchicklichkeit, die Alles

übertrifft was ſich der Menſch einbilden könnte. Ein Vogel zog unter Andern ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, der lange zuvor ehe er Eier legt, ſobald er ſich gepaart hat, mit Luſt an einer Wohnung baut, die ihn und die Seinigen aufnimmt, ſchützt und wärmt; ja, die Zukunft liegt ſo offen vor ihm da, daß er zum Voraus weiß wie viel Eier er legen werde, und von welcher Größe; daher er ſeine Wohnung nach den verſchiedenen Dimenſionen, den künftigen Bedürfniſſen ſeiner Familie gemäß, einrichtet, weder zu groß noch zu klein. Nichts aber gleicht der vorherſehenden Sorge des Vogels, die er ſeinen Jungen widmet; er giebt ſeine vorige Lebensweiſe auf und lebt einzig und allein, vorſorgend, für ſie, ohne durch Nachahmung und Gewohnheiten geleitet zu werden u. ſ. w. — Leicht begreiflich wird nun unſer Reiſender mit ſeiner Wundererzählung von der Mehrzahl verlacht, verſpottet, der einfältigſten Selbſttäuſchung oder gar der abſichtlichen Erdichtung und Lüge beſchuldigt. Nichts deſtoweniger bildet ſich eine kleine Gegenparthei von Leuten, die nicht alles gleich verwerfen, noch auf's bloße Wort hin glauben wollen. Sie ſenden nach der angeblichen Wunderinſel eine Unterſuchungs-Commiſſion ab, deren Bericht aber, nach ihrer Zurückkunft noch weit wunderlicher lautet, denn alle Thiere der Inſel beſitzen in ihrem Naturzuſtande die prophetiſche Gabe. Was bietet nicht ſchon das Reich der Inſecten für Wunder dar: die Biene, die Wespe, die Ameiſe ꝛc. mit ihrem vorherſehenden Bautalente! Nur eins von den vielen Wundern werde hier aus dem Commiſſions-Berichte angeführt. Die Einſiedler- oder Mauer-Biene, die nur einige Monate lebt, paart ſich, legt ihre Eier und

beſchäftigt ſich von nun an mit nichts als mit der Vorſorge für ihre Jungen. Sie muß in kurzem ſterben; aber wie wunderbar ſieht und ſorgt ſie in die Zukunft für ihre Hinterlaſſenen! Sie legt ihre Eier in die ſchickliche Oeffnung einer Mauer, durchſtreiſt dann das Feld und ſucht einen Wurm von beſondrer Art, ſie findet und erkennt ihn, bemächtigt ſich ſeiner und beſtimmt ihn zur künftigen Entwicklung ihrer Waiſen. Sie trägt ihn in die Maueröffnung, wo ihre Eier liegen. Sie ſoll jetzt aufhören zu leben, aber wenn ſpäter die Jungen herauskriechen, ſo finden ſie in dem Körper des Wurms ihre paſſende Nahrung. Doch das iſt noch nicht das Wunderbarſte; denn wenn die Biene den Wurm ganz geſund gelaſſen hätte, ſo würde er leicht entſchlüpfen können; würde ſie ihn hingegen gleich ganz getödtet haben, ſo könnte ſein faulender Stoff gewiß nicht die Jungen ernähren. Was thut alſo die Biene gleich anfänglich? Sie ſticht ihn, doch ſo, daß er weder zu lebensſtark bleibt, um zu entſchlüpfen, noch zu lebensſchwach, um ſterben zu müſſen; und ſchmachtend muß er ſo lange leben bis die Jungen zu ſeiner Speiſung reif geworden ſind. — Doch um nun zur Auslegung der Fabel zu kommen, ſo ſchließt der Verf. ſeine Erzählung mit der ſchon erwarteten Frage: Wer iſt die Zauberinſel anders als die Zauberwelt in der wir ſelbſt leben? Und wer ſind die unwiſſenden Großſtädter anders als wir Blinden und Tauben, die wir, von den Mauern und Thoren der falſchen Cultur eingeſchloſſen nicht ſehen und nicht hören, was wir täglich draußen in der großen und weiten Natur vernehmen könnten?" —

Digitized by Google

Und ach! möchte ich hinzuſetzen, liegt nicht bei den Meiſten die Vorſtellung von dem was ſie ſich unter dem Worte Natur denken ſollen überhaupt ganz im Dunkeln? — Ich habe oftmals ſchon behauptet es ſei ein wahres Unglück für die Mehrzahl der Völker Europa's, daß nicht ein jegliches anſtatt des Wortes Natur ein eigenthümliches in eigner Sprache gebildetes bedeutendes Wort beſitze um jenes offenbare Geheimniß damit zu bezeichnen. — Gewiß man glaubt nicht was ſo ein fremdartiger ſelten ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach verſtandener und doch von Kindheit auf gehörter Klang beiträgt uns von einem Gegenſtande zu entfremden! — Wollte man auf den Grund gehen man würde vielleicht Menſchen genug finden die am Ende mit dem Worte Natur nichts anders verbänden als die Vorſtellung der weiblichen Bildſäule mit den unzähligen Brüſten wie ſie ihnen die Bilderbücher ihrer Kindheit gezeigt hatten! — Dem würde gewiß nicht ſo ſein wenn das was wir natura nach ſeiner Ableitung von nascor, ich entſtehe, nennen und als das im Göttlichen und durch Göttliches raſtlos Entſtehende Vergehende und wieder Entſtehende anerkennen, in jeder Sprache durch ein eigenthümlich gebildetes Wort ſich bezeichnet fände! — Die deutſche Sprache deren innerer philoſophiſcher Sinn und ſchöne Bildſamkeit ſich um ſo deutlicher hervorhebt je mehr man in ihre Ramificationen eindringt, würde hier am wenigſten einer ſchicklichen Wortbildung entbehren, ja ſie beſitzt bereits eine ſolche in den Worten von Goethe:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt"

Denn was iſt denn Natur anders als das ſtets Wer-

Digitized by Google

dende, das was keinen Stillſtand kein beharrendes Sein kennt, das was in unendlich wechſelnden Bildungen die göttlichen Urbilder (Ideen) zu ſtätiger Verwirklichung bringt und ſo der eine ewige Grund der geſammten Welterſcheinungen wird, während die unwandelbaren, göttlichen Urbilder die Gottgedanken, wenn man ſo ſagen darf, den andern urweſentlichen ewigen Grund derſelben darſtellen. — Sagt daher nicht Göthe auf das treffendſte von dieſem Verhältniß der in ewigen Verwandlungen ſich allein gefallenden Natur.

„Und umzuſchaffen das Geſchaffne
Damit ſich's nicht zum Starren waffne
Wirkt ewiges lebendiges Thun.
Und was nicht war nun will es werden
Zu reiner Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn."

Denn wirklich iſt ja von keinem Naturkörper ein abſolutes Beharren zu denken und der ſcheinbar in größter Ruhe beharrende Stein durchfliegt mit der Erde in jeder Sekunde große Räume der Sonnenbahn und erfährt fortwährend unmerkliche chemiſche Aenderungen. — Weiter heißt es dann und nicht minder treffend:

„Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will."

Sollte ich übrigens einem in dieſem Felde gänzlich Neuen durch Gleichniſſe das Verhältniß von Natur und

Digitized by Google

Idee noch näher heranzubringen verſuchen, ſo würde ich etwa ſagen: denke Dir einen ſenkrecht, glatt und breit niederſtürzenden Waſſerfall, dies ſei das ewig Werdende, das raſtlos bewegte Phänomen der chaotiſchen Naturelemente an ſich, und nun denke Dir die Schatten der Bildſäulen einer an den Waſſerſturz herangebauten Gallerie welche von den Strahlen der Sonne auf dieſer ſtürzenden Waſſerfläche gezeichnet werden. — Jene Bildſäulen ſeien aber die Gleichniſſe der göttlichen Ideen jener Urbilder, durch welche aus dem Chaos des allgemein Werdenden, oder dem Naturelemente, hier unter dem Gleichniß des ſtürzenden Waſſers ausgeſprochen, beſtimmte Geſtalten hervortreten. — Da würden ſich dann weiter mancherlei Betrachtungen anſtellen laſſen, wie bald daſſelbe Waſſertheilchen jetzt das eine, und dann ein andres der Bilder abſchattet, und bald ein und daſſelbe Bild ſolange es auf einer Stelle beharrte von einer Menge verſchiedener Waſſertheilchen raſtlos durchzogen wird, und alle ſolche Betrachtungen könnten wohl ohngefähr verſinnlichen wie das Phänomen der Welt aus ſtätiger Durchdringung von Urbild und Naturelement hervorgehe, ganz eben ſo wie wir in unſerm eignen Seyn empfinden können, es ſei daſſelbe ganz und gar bedingt durch die in den ſtets wechſelnden Elementen unſres Körpers ſich offenbarende Monas der Seele, welche in ſich, nichts andres als eins jener unendlichen göttlichen Urbilder iſt und ſein kann. Halten wir nun den Begriff der Natur in dieſem Sinne als ein Concretes, als das Bild eines beſtimmten Seyenden feſt, (wie den Göthe in ſeinem früh geſchriebenen Aufſatze:

Digitized by Google

„die Natur“ *) es auf ſehr merkwürdige Weiſe gethan hat) ſo wird uns bald auch ein andrer Irrthum verſchwinden, welches den Wiſſenſchaften ſelbſt zu nicht geringer Noth gereicht hat und noch gereicht. Dieſer Irrthum beſteht darin daß man wunderlicher Weiſe gleichſam zweierlei Naturen neben einander beſtehend dachte, von denen die eine belebt, die andre unbelebt ſei, zu deren einer, der Belebten, Thiere und Pflanzen gerechnet wurden, während zu der andern, der Unbelebten, Erd und Himmel mit ihren Erſcheinungen, als etwas durchaus Heterogenes gezählt wurde. Es iſt dieſes aber eine Unterſcheidung welche ich durch nichts gerechtfertigt wüßte, es müßte denn der engherzige und beſchränkte Standpunkt ſein, welchen ein Menſch annimmt der ſein Auge für das Große und allgemeine Naturleben deßhalb verſchließt weil er egoiſtiſch nur für das was ganz zunächſt ſein eignes Leben angeht Sinn hat. — Gewiß aber! wer irgend mit Hingebung und ohne durch Vorurtheile gefeſſelt zu ſein, das Leben der Natur ſelbſt beobachtet, findet durchaus ein und daſſelbe Werden und Wirken in dem Leben der Weltkörper wie in dem Leben der uns näher ſtehenden irdiſchen Einzelweſen, er erkennt in der raſtlos kreiſenden Kugel des Planeten, mit ihren Ein- und Ausathmungen, mit dem beſtimmten Kreislaufe ihrer Gewäſſer, ihren magnetiſchen und electriſchen Lebensäußerungen u. ſ. w. nichts weſentlich anderes als in dem durch gewiſſe Oscillationen im Waſſer umrollenden Infuſorium und in dem durch magnetiſche und electriſche Gegenſätze bedingten Kreis-

*) Göthe's nachgelaſſene Schriften 10. Bd. S. 1.

Digitized by Google

lauſe der Säfte in höheren Geſchöpfen. — Du kennſt wahrſcheinlich den Traum in welchem der treffliche Lichtenberg in ſeiner humoriſtiſchen Art ſchildert wie ihm vom Weltgeiſte die Erde im unendlich verjüngten Maaßſtabe zur chemiſchen Analyſe gereicht wird und wie er dabei gar arme Reſultate ſeiner Unterſuchung gewinnt; mir iſt dabei oft eingefallen einen Traum zu dichten wo einem ſtarren Verfechter des Unterſchiedes zwiſchen einer lebendigen animalen und vegetabilen Natur, und einer todten telluriſchen und kosmiſchen Natur, vom Weltgeiſte die Anweiſung kommt durch ein im weiten Aether ſchwebendes Mikroskop zu blicken. Da ſieht er denn bald leuchtende bald erleuchtete Kügelchen in regelmäßigen Rotationen einander umkreiſen, er bemerkt dunſt- und tropfbarflüſſige Stoffe derſelben in regelmäßigen Schwankungen, er ſieht wie ſie aufeinander anziehend wirken, wie hie und da ein Kügelchen zerfällt und verſtäubt, während an andern Stellen aus nebelhaften Stoffen neue Pünktchen entſtehen und nach weiten excentriſchen Umherrollen ſich zu den gemeſſenen Kreiſen der andern geſellen, ſich dort durch Einſaugung nähren und vergrößern und durch Ausſcheidung wieder verringern u. ſ. w. und alles ruft ihm ſeine frühern mikroskopiſchen Beobachtungen über die leuchtenden Seeinfuſorien und über die ohne Mund und Eingeweide regelmäßig umherrollenden Kugelthiere ſo beſtimmt zurück daß er ſich ſchon bereit macht dieſe Aetherinfuſorien als neue und beſondre Sippe in ſein Syſtem einzutragen. Aber da ertönen ihm nicht ohne Beſchämung die ſeltſamen Worte: **„Was Du geſehen war die Bewegung von Son-**

nenſyſtemen und während du eine Stunde zu beobachten glaubteſt iſt ein Weltenjahr vorübergegangen!“

Es macht mir ſonach allemal den wunderlichſten und ich möchte wohl ſagen unheimlichſten Eindruck wenn ich vom abſoluten Unterſchiede lebendiger organiſcher Subſtanzen oder Kräfte, und phyſiſcher, unorganiſcher, hören muß! — Ich frage was ſind denn die ausſchlußweiſe ſo genannten organiſchen Subſtanzen anderes als die phyſiſchen? Sind es nicht immer dieſelben alten Elemente, derſelbe Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, dieſelben Metalle und Metalloide welche in der geſammten irdiſchen Natur verbreitet, auch die individuellen Organismen ja den Menſchenleib ſelbſt zuſammenſetzen? ſind es nicht dieſelben elementaren Wirkungen, welche als Anziehung und Abſtoßung, electriſche oder chemiſche Thätigkeit ſich äußern zwiſchen den Schichten der Erde und des Luftkreiſes und im Wachſen der Pflanze wie in den Bewegungen des Thieres? — Iſt, um dieß mit einem Worte auszudrücken, die Natur nicht **ein Meer des Werdens** in welchem unendlich verſchiedene Ideen ſich tauſendfältig ſpiegeln; und deſſen Tropfen in tauſendfältigen Formen erſcheinen je nachdem ſie momentan und freilich ohne zu beharren, nach dem Geſetz der einen oder der andern Idee ſich ordnen? — Derſelbe Kohlenſtoff lebte geſtern vielleicht in unſeren Blute, ſchwebt heute immer thätig in der Erdatmosphäre und wirkt vielleicht morgen in der keimenden Pflanze! — Wo wir das Auge des Geiſtes hinwenden ein ſtätes Ziehen, Drängen und Werden der Elemente, die ſo oder ſo erſcheinen, je nach-

dem eine oder die andre Idee ſie erfaßt, ordnet und (erlaube mir das Wort!) begeiſtigt. — In Wahrheit alſo kann hier von einem Unterſchiede organiſcher und nicht organiſcher, belebter und todter Elemente auf keinen Fall die Rede ſein! — Nicht das Werdende real oder ſubſtantial Wirkende des Steines und des Thieres ſind weſentlich andere, ſondern die Urbilder welche das Daſein des Thieres und das Daſein des Steins als Theil des Erdenleibes begründen ſind es. — Gewiß! hier liegt der Hauptſchlüſſel zu allem näheren Verſtändniß der Natur! wer einmal hier durchgedrungen iſt zur reinern Anſicht, wer einmal das in ewigem Wechſel vorüberziehende Weſen der Naturerſcheinung, das iſt eben das Weſen des unendlich Werdenden, und ſeine Beziehung zur tauſendfältig darin ſich ſpiegelnden Welt der Gottesgedanken ſcharf aufgefaßt hat, dem wird ſich gleich als einem Geweiheten die ihm zur Erforſchung wie zur Vollbringung vorliegende Erſcheinungswelt überall verwandt und befreundet bezeugen, ſo gering oder ſo groß der Kreis iſt innerhalb welchem ſeine Erforſchung oder ſein Wirken ſich bethätigt, er wird bei der klaren Einſicht in die Unendlichkeit dieſer Erſcheinungen im Voraus ſich reſigniren nur wenige derſelben umfaſſen zu können, aber er wird ſich im Verhältniß zur Natur überall heimiſch empfinden, etwa wie der Bürger ſeines ihm durch Sprache und Sitte Blutsverwandten Landes, nennt er dort auch nur eine noch ſo kleine Beſitzung ſein eigen, doch im ganzen übrigen Lande ſich heimiſch fühlt. — Ich weiß nicht ob es Dir eben ſo vorkommt, aber mir ſcheint gerade dieſe tiefſte und ſinnigſte Anſicht der Natur auch die einfachſte und verſtänd-

Digitized by Google

lichſte! — Doch, könnte vielleicht noch Jemand einwerfen wenn auch aus ſolchen Betrachtungen hervorgehet daß die Naturelemente für das organiſche und unorganiſche Reich ein und dieſelben ſind und daß in dieſer Hinſicht nicht zwei verſchiedene Reiche der geſammten Welterſcheinung ſtatuirt werden dürfen, ſo iſt es doch eine andre Frage ob die Idee des Organiſchen und des Unorganiſchen nicht ſo total verſchieden ſei daß die durch dieſe verſchiedenen Ideen begründeten Naturerſcheinungen auch als abſolut entgegengeſetzt betrachtet werden müſſen? — Aber auch dem iſt nicht ſo! nur der leichter oder ſchwerer zu gewinnende Ueberblick der organiſchen Geſtaltung eines gewiſſen Phänomens und nur die größere oder geringere Verwandtſchaft zu der Art unſres eigenen Daſeins, haben jene Unterſcheidung herbeigeführt welche ſogleich ſich verliert, wenn wir erſtens den Begriff des Organiſchen uns deutlich machen und zweitens uns zu einen größern und freiern Ueberblick erheben wollen.

Was das erſtere betrifft, ſo iſt es ja für einem Jedem der ſich deutlichere Vorſtellungen von Natur und organiſchem Leben erwerben will unerläßlich, daß er ſich klar zu machen ſuche welche Bewandtniß es eigentlich mit den ſo häufig gebrauchten Worten „organiſch“ und „Organismus“ habe und welche Begriffe damit zu verbinden ſeien. — Leiteſt Du aber ab Organismus von Organ, Werkzeug, (organon) was kann dann Organismus anderes ſein als ein, nach Leitung des ihm einwohnenden gleichviel ob bewußten oder unbewußten Urbildes, aus ſich Werkzeuge, Organe, d. i. Glieder — Erzeugendes, Hervorbildendes und durch dieſelben ſein Leben Aeußerndes? — —

Digitized by Google

Jeder ſolcher Organismus oder Gliedbau iſt nun aber, inwiefern er ein Werdendes iſt, der Natur angehörig, iſt eine Erſcheinung ihrer ſtets wechſelnden Elemente und ſchon dadurch mannichfaltig; hingegen inwiefern ſein Daſein durch ein Urbild, durch ein Bild ſeines Seins vor ſeinem Sein bedingt iſt, iſt er der Ideenwelt angehörig und hierdurch eine Einheit, ein Individuum. Die erſtere Seite bedingt das an ihm was wir Leib, oder Körper zu nennen pflegen, die zweite das was wir mit dem Namen der bald unbewußten, ſeltner bewußten Seele bezeichnen. Inwiefern ſeine Geſammterſcheinung dadurch bedingt iſt daß ſtätig und innig die Idee deſſelben die in ihm wechſelnden Elemente durchdringt, ſagt man: die Idee, die Seele, verkörpere, verleibe ſich in ihm, ſie leibe ſich ein, und er ſelbſt ſei dadurch leibend — lebend. — Leben (von Leib abzuleiten) kann alſo eigentlich nichts anders heißen als ſtätiges Einleiben des Urbildes in das Werdende oder der Idee in die Natur. Erheben wir uns nun aber zweitens, zu einem größern und freieren Ueberblicke der Welt, ſo wird uns unſer innerſtes Bewußtſein bald ſagen daß auch das All der Welt, nur dadurch vorhanden ſein könne, daß innerhalb eines höchſten göttlichen ſich dadurch ſelbſt anſchauenden Urweſens das unermeßliche Reich der Ideen und der Natur ſich wechſelſeitig und unabläßlich durchdringen, daß daher der geſammten Welterſcheinung der Begriff dieſes Einleibens dieſes „lebendig ſeins" ganz eben ſo wie jeglichem einzelnen Organismus zukomme, und daß demnach nothwendig Leben durch alle Sphären des Weltalls herrſchen müſſe, ſo daß dann auch der

Digitized by Google

wahrhafte und abſolute Gegenſatz des Lebens, d. i. ein wahrhafter und vollkommner Tod gänzlich unmöglich ſei indem er durchaus zuſammenfalle mit dem Begriffe eines abſoluten Zero oder eines vollkommnen Nichts. —

Und ſo hätte ich Dir denn theurer Freund! den Gedankenzug bezeichnet; welchen langjähriges Vergleichen und Nachdenken über dieſe Gegenſtände mir als den einfachſten ſachgemäßeſten dargethan hat, und hat es Dir gefallen dieſer Richtung ebenfalls nachzugehen, ſo wird Dir deutlich ſein daß von ſolchen Betrachtungen die nothwendige Folge iſt die organiſche Weſenheit des Weltalls und aller durch göttliche Idee geſtalteten Natur, d. i. aller Welterſcheinung anzuerkennen, und ſchon von hieraus ein unorganiſches Reich, ein Reich des Todten als unmöglich zu betrachten, ſondern immer nur verſchiedene Reiche des Lebens zu unterſcheiden. In allem Organiſchen, Gliedbaulichen, iſt ja daſſelbe Einleben einer Idee in das elementare Werdende der Natur, daſſelbe in fortwährender Entwicklung irgend einer Individualität beſtehende Leben anzuerkennen, gleichviel ob von werdenden Sonnenſyſtemen oder einer werdenden Pflanze die Rede iſt; und nicht minder organiſch, d. h. nicht minder zu einem größeren Organismus gehörig, iſt der Fels zu nennen mit ſeinen kryſtalliniſchen Fügungen oder die Quelle mit ihren rhythmiſchen Strömungen in Beziehung zum Erdganzen, als das Knochengebilde mit ſeinen Kryſtallfaſern oder der Blutſtrom mit ſeinem pulſirenden Wellenſchlage in Beziehung auf das Leben des Thieres. — Von hieraus gehend, würde man demnach überhaupt ſchwer dazu gelangt ſein eine Unterſcheidung zwiſchen be-

Digitized by Google

lebter und lebloſer, organiſcher und unorganiſcher Natur ſich zu erlauben wenn nicht das was wir Sterben des Individuums nennen, das was ich mit dem Namen des relativen Todes bezeichnen möchte, hierzu verleitet hätte. Mögeſt Du mir daher geſtatten daß ich auch hierüber in meinem nächſten Briefe einige Gedanken Dir ausſpreche, denn über den Standpunkt, welchen wir bei unſern ſpätern Betrachtungen des uns umgebenden Naturlebens feſthalten und behaupten wollen, müſſen wir nun doch einmal uns beſtimmt aufgeklärt haben wenn irgend ein Verſtändniß auch weiterhin gelingen ſoll. Gewiß! verdrüßlicher kann ja kaum etwas begegnen als zu finden daß man lange Mittheilungen über ſecundäre Phänomene an Perſonen gegeben habe, die, eben weil ſie über die Ur-Phänomene in geradem Gegenſatze ſich mit uns befinden, von keinem Theile jener Mittheilungen ein wahres Verſtändniß erfaßt haben. Beſſer und unerläßlich iſt es daher zuerſt über die Ur-Phänomene ſich auszuſprechen, und ſcharf hinzuſtellen wie man es eigentlich meine, — dann werden alsbald verwandte Geiſter ſich zu uns wenden, während anders Herangebildete ſich abwenden. Und ſo ſoll es ſein! Völlige Gleichheit der Anſichten und Urtheile würde den Geiſtestod herbeiführen wie abſolutes Aufheben des Widerſtreites phyſiſcher Kräfte die Vernichtung der Welterſcheinung veranlaſſen müßte! — Sei es alſo genug daß wir ausſprechen ſo meinen wir es — und hiermit ſei gegen die von andern Seiten Eintretenden alle Polemik verbannt! dann mögen ſie doch zuſehen wie weit ſie mit der Vorſtellung von einer todten Natur im friſchen Reiche des Lebens vorwärts kommen! —

Digitized by Google

Zweiter Brief.

Daß Dir meinem vieljährigen vertrauten Freunde der Ideengang meines vorigen Briefes zuſagend und aufklärend geweſen iſt freut mich um ſo mehr da es mir Muth giebt mich weiter und weiter ganz ſo auszuſprechen wie es mir die innere Stimme weißſagt. Auch billige ich es ganz wenn Du darauf dringſt gerade den Begriff des individuellen Sterbens des im gewöhnlichen Leben ſogenannten Todes genau auseinanderzuſetzen und in Beiſpielen zu erwägen, indem die falſche Anſicht von organiſch belebter und unorganiſch todter Natur nur auf Mißverſtändniß des Todes beruhe. — Wie geſagt! recht magſt Du hierin haben aber die Ausführung dieſer Discuſſion iſt ſicher mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. — Es iſt eine gar ſonderbare Sache um das was wir individuellen Tod nennen! — Sehen wir uns um in der Natur, ſo ſcheint auf den erſten Blick uns überall Tod und Vernichtung zu umgeben, da alle Phänomene, ihrer Zeitlichkeit und Endlichkeit nach, über lang oder kurz dem Verſchwinden beſtimmt ſind; und blicken wir nun doch wieder ſchärfer auf den einzelnen Fall, ſo ſuchen wir vergebens den wirklichen Tod, denn bald überzeugen wir uns daß da wo wir ihn zuerſt zu ſehen glaubten immer nur andere und neue Lebensregungen ſich hervorthun, daß im Phänomen der ſogenannten Verweſung ſogleich der Quell für unendliche Neue Lebenserſcheinungen ſprudelt, und daß was uns eben als Tod erſchien nur eine Verwandlung einer Lebensform in die andere war. — — Da machen mir denn zuweilen

Digitized by Google

manche larmoyante Dichter einen wunderlichen Eindruck, die, vielleicht eben weil ſie im vollen friſchen Leben ſich zu regen nicht den Muth haben, gern bei allen kränklichen Empfindungen und bei Todesbetrachtungen verweilen; nach ihnen ruht auf einem ausgebrannten Vulkan, auf einem Gletſcher der Hochalpen, auf allen ſich wieder löſenden Vegetabilien oder Animalien der Begriff eines abſoluten Todes, ſie beklagen immerfort die arme Natur, die den Tod erleiden und in allen ihren Formen elendiglich zu Grunde gehen müſſe, und doch iſt nur ihr Auge ſelbſt tod für das hier wie überall immer neu ſich entwickelnde Leben! — Freilich wenn der gewöhnliche und eigentlich mit großem Unrecht ſogenannte Weltmenſch durch irgend einen Zufall einmal in die Gletſcherregion der Alpen verſchlagen wird und er die ſchroffen Felſen und die bläulichen Zacken der Eismaſſen in ſcheinbar unerſchütterlicher Ruhe erblickt, da wird er ſtets aus dieſen für ihn todten Regionen ohngefähr mit denſelben Empfindungen wie aus einem Leichengewölbe von dannen eilen. — Wie ganz anders aber ſtellt dieſelbe Scene ſich dar wenn ein Forſcher wie Hugi in das bewußtloſe Bildungsleben der Gletſcher hineinblickt! — Ich kann wirklich nicht umhin Dir eine eigentlich für ſpätere Schilderungen beſtimmte Stelle ſeiner Betrachtungen ſchon hier mitzutheilen. Da erzählt er z. B. über das ſonderbare Ausſtoßen fremder Körper aus der Gletſchermaſſe: „Noch Niemand ſah wohl" ſagte er, „wo immer der Gletſcher abſchmilzt, in unzählige Schründe ſich trennt, oder über Felſen abbricht, auch nur fauſtgroßes Geſtein eingeſchloſſen. Was in eine verengte Spalte ſtürzt, oder

Digitized by Google

ſonſt in den Gletſcher gelangt, iſt nach einiger Zeit wieder auf die Oberfläche getrieben, auch die ungeheuerſten Laſten. Im Jahr 1828 grub ich mehrere Steine 10—12 Fuß tief in die Gletſchermaſſe, und deckte ſie mit derſelben zu. Die Gletſcherhöhe, die Schichten u. ſ. w. wurden genau bezeichnet. Das folgende Jahr war alles auf der Fläche; ohne daß der Gletſcher abgenommen hatte. Jeder Gletſcherkenner betrachtet dieſes Ausſtoßen eben ſo gut, als das Vorrücken der Gletſcher als Thatſache. Ohne jenes Ausſtoßen müßte die Gletſchermaſſe durch und durch mit Steingetrümmer untermiſcht ſein, da man nur erdige und färbende Stoffe in und zwiſchen ſeinen Schichten entdeckt. Erkennen doch jene zwei oder drei, die das Ausſtoßen läugnen, die Gletſcherſchichten als alte Oberflächen; warum enthalten ſie denn kein Steingetrüm, das die jetzige Fläche bis empor zum Firne deckt? — Wie der Firn d. i. der zuſammengefrorene Schnee der höchſten Alpen von oben herab ſeiner untern Gränze ſich nähert, beginnt er ſein unbeſtimmtes Korn zu fügen, und in Gletſcher ſich zu wandeln. Auf ſeinem Grunde jedoch iſt auch der 13000 Fuß hohe Firn ſchon gletſcherartig. Es iſt nur die Gegend der Firngränze wo jene vollendetere Bildung die Oberfläche erreicht, und da beginnt jedes Steingetrüm, auch die ungeheuerſten Laſten, von unten nach der Oberfläche ausgeſtoßen zu werden, ja endlich auf dem Gletſcher noch über ſelbe ſich zu heben. Nicht der Firn, ſondern der aus Firn ſich bildende und dann ſich immer mehr entwickelnde Gletſcher ſtößt aus. Oft ſah ich zwar todte Gemſen anfänglich in die Gletſchermaſſe einſinken, aber zu meiner größten Ver-

Digitized by Google

wunderung eben ſo oft die reinen Knochen derſelben vom Gletſcher ausgeſtoßen werden. Die Knochen, als ſolche, ſcheinen mehr als kalkige, erdige Maſſe ſich zu verhalten. Vor einigen Jahren ſtürzte auf dem Gries ein Pferd in einen Schrund. Den ganzen Sommer ſank es tiefer, bis alles verſchwand. Vor zwei Jahren aber wurden die reinen Knochen vom Gletſcher auf die Oberfläche ausgeſtoßen. Ich konnte aus ihnen noch faſt das ganze Scelet conſtruiren.“

In ſolchen Betrachtungen empfindet man nun freilich ſogleich die innere Lebensthätigkeit des ſcheinbar todten und unorganiſchen, und leicht würde man ſogar, auf dieſe Weiſe fortfahrend den neu Hinzutretenden zu dem andern Extrem bringen und ihm glauben machen können, daß dieſes Leben von einer willkührlich wirkenden Seele geregelt werde, da es doch nur einzelne bewußtloſe äußere Regungen eines in tiefem Geheimniß ſchlummernden Planetenlebens ſind welche ſich hier in dieſen Hebungen und Senkungen der Eisfelder, wie in den Hebungen und Senkungen der Gebirgsſchichten offenbaren. — Gerade ſo verhält es ſich ferner mit der zweiten beiſpielsweiſe angeführten Erſcheinung des Erdlebens, mit dem ausgebrannten Vulkan. Wirf zuvor einen Blick auf folgende Dir vielleicht noch unbekannte Schilderung Rüppell's vom ausgebrannten Krater der Inſel Volcano und dann laß uns in unſern allgemeinen Betrachtungen jener ſogenannten Todesbilder im Kreiſe des großen Naturlebens weitergehen. — Rüppell erzählt: „Der Krater von Volkano iſt, wie alle andre vulkaniſche Feuerſchlünde ein abgeſtumpfter Trichter, der ſich in einen etwa 900

Digitized by Google

Fuß hohen Kegel vertieft: der äußerſte Rand dieſes Trichters iſt ellipſoidiſch geformt; ſein größter Diameter, welcher ſich von Oſten nach Weſten erſtreckt, mag wohl 1100 Fuß meſſen, der kleinere ungefähr 700 Fuß. Der Krater ſelbſt vertieft ſich, auch wo ſein Rand am niederſten iſt, wenigſtens 400 Fuß, und die untere Abſtumpfungsfläche des Trichters mag ſich zu der vom obern Randſaum eigeſchloſſenen ungefähr wie 1 zu 2 verhalten. Ueber die Hälfte der Vertiefung iſt beinahe ſenkrechte Felswand; nur der obere Theil, der durch ausgeworfene vulkaniſche Aſche gebildet iſt, verengt ſich in keſſelförmiger Geſtalt. Die Lava, welche die untern Felswände bildet, iſt von gelblich weißer Farbe, wahrſcheinlich eine Folge der immer auf ſie wirkenden Gasentwickelungen; ſie iſt von vollkommen dichten Bruch ohne Blaſenräume, frei von Einmengungen fremdartiger Foſſilien, und wild in ſcharfkantigen Bruchſtücken zerklüftet. Faſt überall aus dieſen Zerklüftungen dringen Dämpfe hervor, ſtark mit Schwefel und andern Ingredienzien geſchwängert, und ſelbſt der Felspfad, der auf der Südweſtſeite ausgearbeitet iſt, bahnt ſich den Weg durch mehrere Stellen, ganz heiß von raſtlos aufquellenden Dampfmaſſen. — Iſt man auf dieſem Felspfad zu der untern Fläche des Kraters gelangt, die übrigens nichts weniger als eben iſt, ſo feſſelt vor allem die Aufmerkſamkeit eine komiſche Erhöhung, die ſich auf der nördlichen Seite etwa 60 Fuß über die Fläche erhebt: aus ihr ſteigen viele Rauchſäulen auf, aber eine ganz vorzüglich ſtark aus einer ungefähr 14 Zoll großen Oeffnung, an der Oſtſeite der Spitze. Man kann ſich ihr kaum auf 2 Schritte nähern, weil ein

Digitized by Google

glühender Luftzug unaufhörlich ausſtrömt. Hier ertönt ununterbrochen ein ſchauerlicher Lärm dem Toben einer großen Maſſe ſiedender Flüſſigkeit ähnelnd. Rund um die Oeffnung ſind ſublimirte nadelförmige Schwefelkryſtalle, und eine gelb und roth gefärbte Kruſte von ſalzſaurem Ammoniak, an 4 Linien dick. Alles umher iſt voller kleiner Riſſe und Oeffnungen, aus welchen beſtändig mehr oder weniger ſtarke Dampfſäulen aufſteigen, die mit Schwefel, Ammoniak und Salzſäure gemiſcht ſind. Der Boden iſt hier überall ſehr warm, ja oft unerträglich heiß, und es iſt dieſer kleine Konus wahrſcheinlich jetzt der Hauptſitz der vulkaniſchen Thätigkeit. Auf der Oſt- und Weſtſeite dieſes Kegels, am Fuß der Felswände iſt die Stelle, wo vorzugsweiſe die ausſtoßenden Dämpfe kruſtenförmig längs der Oberfläche jene natürliche Borarſäure abſetzen, welche zuweilen wie eine verunreinigte Schneekruſte ganze Strecken bedecken ſoll. Auch jetzt iſt übrigens der ganze untere ſüdweſtliche Theil der Kraterwand und die daran ſtoßende Bodenfläche mit dünnen ſich überdeckenden Inkruſtationen von Alaun und Gyps bedeckt, von wenig Feſtigkeit, ſo, daß man oft Fuß tief in dieſelbe hineinſinkt, auch viel Eiſenvitriol findet ſich bei dieſen Inkruſtationen. Auf dieſer Seite, ſo wie auf der gegen Süd- und Südoſt gelegenen, brechen die wenigſten Schwefeldämpfe aus; aber deſto gewaltſamer hauchen ſie aus der Oſtſeite. Hier iſt alles voll ſublimirten Schwefels, der ſich zuweilen in tropfſteinartige Gruppen concentrirt hat; auch Ammoniak und die obenerwähnte Borarſäure findet ſich häufig. Stark iſt die Hitze des Bodens; auch iſt an der Felswand gleichfalls eine große

Oeffnung, aus welcher bei der Dampfentwicklung immerwährend ein brauſendes Getöſe, gleich dem einer ſiedenden Flüſſigkeit ertönt. Und ſo ſehen wir alſo den Krater von Volkano täglich erzeugen Alaun, Schwefel, Steinſalz, Vitriol, Ammoniak und Borarſäure, theils durch Sublimation; theils durch Effloreſcenz tropfſteinartig. Doch wie viele andere, die doch nicht minder zur vulkaniſchen Thätigkeit mitwirken, mögen nicht hier noch aufzufinden ſein nachdem ſie bisher unter der Menge überſehen worden ſind?" — So weit denn dieſe Schilderung! — und gewiß wer nur aufmerkſam hinblickt wie an ſolchen oft für Bilder des Todes genommenen Stätten alles innerlich arbeitet, ſich fortwährend umbildet und regt, der wird auch hier bald vom Todesbegriff zum Begriff des Lebens ſich bekehren — ja er wird es wohl viel natürlicher finden, eher gleich den Alten, die bewußtlos ſich regende Seele ſolcher Erſcheinungen zur Perſönlichkeit einer untergeordneten Gottheit zu erheben, als das Leben derſelben überhaupt zu verkennen. — Sicher iſt es indeß daß nur von dem Auffaſſen gewißer Phänomene in der Form individuellen Todes alle Unterſcheidung zwiſchen unorganiſcher todter und organiſch lebendiger Natur ausgegangen iſt, und ſo mag es uns denn nicht gereuen wenn wir jetzt etwas dabei verweilen uns den Begriff dieſes individuellen Todes zu einer deutlichern Anſchauung zu bringen. — Allerdings wird es aber immer eine der wunderbarſten und nicht ohne gewiſſes Grauen wahrzunehmenden Erſcheinungen bleiben, wenn ein lebendes vielleicht unter unſern Augen gebildetes, noch vor kurzem ſelbſtkräftig ſich regendes Weſen, plötzlich zuſammenſtürzt,

Digitized by Google

regungslos und gefühllos vor uns daliegt und das Aggregat von Naturelementen in welcher die ihm eigenthümliche Idee, ſich eingeleibt oder eingelebt hatte, nun allmählig zerſtäubt und von andern Lebensformen angezogen wird. — Wir fühlen daß ein beſonderes Geheimniß hier vor uns liegt, ja wir fühlen daß über kurz oder lang auch wir dieſem Geheimniß verfallen! — ſind wir nun beſtrebt uns die Löſung dieſes Geheimniſſes zu erwerben, ſo fordert dies vor allen Dingen daß wir uns wohl erinnern wie zu Folge der in einem höchſten göttlichen Myſterium begründeten Weltordnung, eben ſo nothwendig ein ewiger Wechſel und eine unendliche Mannigfaltigkeit zukomme dem Naturelement (dem ewig Beweglichen im Raume wie Kant ſchon die Materie definirte), als eine ewige Einheit und ein ſtetes ſich ſelbſt gleich ſein der Idee, und daß demnach, wie etwa ein Kind oft in ſonderbarer Vereinigung die Eigenſchaft vom Vater und Mutter zu erkennen giebt, jede einzelne Erſcheinung, jeder beſondre Organismus in welchem ſich dieſe beiden Momente durchdringen, auch die weſentlichen Eigenſchaften dieſer Momente, gleichſam als Siegel und Document ihrer Abſtammung theilweiſe in ſich vereinigen müſſe. — So alſo iſt demnach jedes Entſtandene, jede individuelle Naturerſcheinung einestheils, der ihrer einwohnenden Idee nach, unvergänglicher ewiger Art, und anderntheils, inwiefern ihre Erſcheinung durch Naturelemente bedingt wird, wechſelnder vergänglicher zeitlicher Art; ſie iſt unſterblich als Idee, ſterblich als Phänomen. — Was aber iſt dieſes ſogenannte Sterben dann wenn die dem ſterbenden Phänomens einwohnende Idee ewig iſt, anders als

Verwandlung der Lebensform? — Die Idee hört auf durch gerade dieſe Combination des Werdenden ſich zu offenbaren, und wie nach herausgehobenem Schlußſtein der Bogen eines Gewölbes plötzlich einſtürzt ſo fallen nach dem Wegwenden der Idee die bisher ihr gehorchenden Elemente auseinander um von neuem der Manifeſtation anderer Ideen zu dienen. Wie indeß das fortſegelnde Schiff noch einige Zeit die Spur ſeines Durchſchneidens auf der Waſſerfläche hinter ſich läßt, bevor die Glätte des Waſſerſpiegels hergeſtellt wird ſo bedarf es auch bald längerer bald kürzerer Zeit ehe das Phänomen der hier nicht mehr wirkenden Idee ganz aufgehoben iſt, und dieſer noch einige Zeit rückbleibende Schatten welcher ſich zur Lebenden verhält wie das Scheinbild der Sonne welches noch über dem Horizonte geſehen wird nachdem die eigentliche Sonne untergegangen, dieſer iſt es welchen wir ſtatt Leib — Leichnam (nach urdeutſcher Ableitung ſoviel als Lebenshülle) nennen und woraus wir den Begriff des individuellen oder relativen Todes entnehmen. Wir dürfen freilich hierbei nie vergeſſen daß daſſelbe Phänomen, welches wir in einer Beziehung erſtorben nennen, in einer andern Beziehung die Geburtsſtätte immer neuen Lebens iſt, daß z. B. wie das Pflanzenblatt ſtirbt und im Waſſer verweſet, unendliche Infuſorien und niedere Pflanzenformen zur Entſtehung oder Fortbildung kommen, woraus ſich denn zuletzt ergiebt daß es mit dieſem relativen ſogenannten Tode eigentlich doch nur eine Form der Rede ſei; denn wer hindert mich mit eben dem Rechte zu ſagen daß der Menſch deſſen Bildung fortwährend durch Zuführen erſtorbener animaler und vegetativer

Digitized by Google

Stoffe unterhalten wird, nichts anderes ſei als ein Aggregat von Pflanzen- und Thierleichen, als ich etwa ſagen könnte daß die, Leben mancherlei Art bedingende und entwickelnde Erde eines Kirchhofs aus dem Aggregat menſchlicher Leichen beſtehe. — Ich wiederhole es alſo, es kommt nur darauf an welche Lebensform man ins Auge faßt! denn da jeder Organismus nur durch Transformation oder Metamorphoſe anderer Organismen entſtehen kann, ſo iſt überall, jenachdem wir die jetzige oder die vorige Form beachten, friſches Leben, oder Tod und Verweſung vorhanden. — Hat man nun dieſe Anſicht einmal tiefer erfaßt, ſo wird man alsbald auch gewahr, wie es gar wohl kommen müſſe daß der in ſeinem Geſichtskreiſe noch enger begränzte Menſch gewöhnlich einen Theil der ihn umgebenden Welterſcheinung für lebendig und organiſch, und einen andern für todt und unorganiſch betrachten werde. Denn: nur allmählig erweitert ſich der Blick des Menſchen, zunächſt intereſſiren ihn nur menſchliche Zuſtände und Umgebungen, dann fällt die Thier- und Pflanzenwelt ihm ins Auge, und daß er ihr Leben erkennt, daß er es, ſo gut als es ihm eben möglich, wirklich begreift, davon liegt der Grund eigentlich und weſentlich darin, daß er es vor ſeinen Augen entſtehen ſieht; denn, wie Göthe ſchon einmal ſehr tiefſinnig bemerkt, von dem was bereits entſtanden iſt, was nicht mehr entſteht, davon erlangen wir überhaupt nie den vollſtändigen und lebendigen Begriff, als welcher immer nur aus Beobachtung der Entwicklung auf dem genetiſchen Wege gewonnen werden kann. — Nun iſt aber von dem Organismus eines Planeten den Ueberblick

Digitized by Google

des Lebens zu gewinnen, eine Aufgabe, viel zu ſchwer der erſt erwachenden Seele, ja in ihrem vollen Umfange uns für immer unlösbar, und ſo verbirgt ſich denn Anfangs das Leben der Erdenglieder hinter den ungeheuren Formen des Erdkörpers, ja es umgeben den Menſchen wirklich viele losgeriſſene Glieder deſſelben, welche individuell erſtorben durch Verwitterung und Zerſetzung zum Eingehen im Pflanzen- und Thierleben ſich vorbereiten und alles das veranlaßt dann leicht in dieſen Dingen, eine feſtere Gränze zwiſchen Lebendem und Todtem eintreten zu laſſen als wir aufzuſtellen ſtreng genommen, berechtigt ſind, eine Gränze deren Unhaltbarkeit freilich alsdenn bald erkannt werden muß wenn ein tieferer Blick in das Geheimniß des Todes ſich erſchloſſen hat. Alsdann nämlich erkennen wir wohl wie jede Idee früher oder ſpäter aufhören muß in dieſer oder jener einzelnen Lebensform ſich thätig zu offenbaren, wir erkennen aber auch wie ſogleich das Material der bisherigen Erſcheinung dieſer Idee wieder das Mittel wird, durch welches eine Andre Idee im Leben ſich zu manifeſtiren beginnt. Kurz wir ſehen wie das Phänomen des Einzelweſens erliſcht und ſogleich ſich in den aufgegebenen Elementen ein neues von einer andern Idee begründetes Leben offenbart, wie ein Phänomen als ſolches ſtirbt und doch kein abſolut Erſtorbenes als wahrhaft Todtes zum Vorſchein komme. Kurz wir erkennen wohl: der Begriff des Todes ſei da, es ſei aber mit ihm wie mit dem Zero der Mathematik, welches als Zero allerdings dann exiſtirt wenn ich etwa eine Zahl von der gleichem Zahl abziehe, wie wohl es nichts deſtoweniger unmöglich iſt irgendwo ein abſolutes

Nichts nachzuweiſen. Und ſo gelangen wir denn endlich zu der Ueberzeugung wie ungerecht, wie unphiloſophiſch, und wie gänzlich unhaltbar es ſei ein Reich des Todten, Lebloſen Unorganiſchen vom ewigen Reiche des Lebendigen, ſich fortbildenden Organiſchen, mit abſoluter Unterſcheidung zu trennen; denn wir ſehen ein daß alles was uns auf Erden und am Himmel umgiebt immerfort eine lebendige Offenbarung fort und fortwirkender göttlicher Ideen iſt, daß Erde und Waſſer nichts anderes iſt unſerm Planeten, als Fleiſch und Knochen und Blut unſerm eignen Körper, daß wenn ein individueller Organismus zerfällt und relativ ſeiner Erſcheinung der Tod eingetreten iſt, damit doch nie das Subſtrat ſeiner Erſcheinung aus dem allgemeinen ewigen Lebenkreiſe entweichen kann, und daß wenn auch das Phänomen individuellen Sterbens für einen Augenblick uns den Gedanken an den Unterſchied einer lebendigen und einer todten Natur herbeiführen könnte, uns jedoch ein einziger feſter Hinblick auf das große, auf das unendliche Meer des Lebens im Weltall alsbald von dieſem Irrthum, vollkommen und auf immer heilen müſſe. Doch es lag uns ja hier eben nur daran einzuſehen wie doch ſo ſonderbarer Weiſe der Menſch zur Unterſcheidung einer todten und lebenden Natur gelangt ſei, und ſcheint auch Dir daß wir in der Reihe unſrer Betrachtungen dieſes Ziel erreicht haben ſo darf ich nun wohl zu andern Gegenſtänden unſres Sinnens mich wenden.

Wo wir jedoch jetzt den erſten Signalſtab einſchlagen zum Ausmeſſen der uns umgebenden erkennbaren Welt, wo wir den Faden anknüpfen, welcher uns durch das La-

Digitized by Google

byrinth dieſer unendlichen Erſcheinungen leiten ſoll, darauf möchte am Ende weniger ankommen als wir denken, denn die belebte begeiſtigte Natur darf verglichen werden einer unendlichen Sphäre deren Centrum an jeder gedenkbaren Stelle, deren Peripherie nirgends gefunden wird, und alſo wie Goethe einmal gar treffend ſagt: „da wo wir ſind, ſind wir im Innern!“ Indeß wir werden doch, wir mögen ſo wenig ſyſtematiſiren wollen als nur irgend möglich, es nicht umgehen können zunächſt noch einige Grundbegriffe der Lehre von organiſchem Leben zu näherer Erwägung vorzunehmen. Und hier möchte ich denn ſogleich einige Bemerkungen anknüpfen an den eben gebrauchten Ausdruck: „die Natur ſei zu vergleichen einer unendlichen Sphäre deren Centrum in jeder Stelle deren Peripherie nirgends vorhanden iſt.“ Ich möchte nämlich keinesweges etwa daß Du denſelben blos für ein poetiſches Gleichniß, für ein Bild anſehen wollteſt, denn allerdings läßt er ſich wirklich mit mathematiſcher Schärfe nachweiſen, und ich bitte Dich ſehr hierbei noch etwas zu verweilen da die Betrachtung dieſes Satzes uns für die Folge wohl noch zu manchen weitern Aufklärungen leiten könnte. — Ich frage demnach zuerſt was iſt denn das Merkzeichen und der eigentliche Begriff der Kugel wohl anders, als daß es eine Geſtalt ſei in welcher jeglicher möglicher Durchmeſſer dem andern vollkommen gleiche? — wenn aber die Unendlichkeit der Natur an ſich zugegeben werden muß, würden dann nicht alle mögliche in Gedanken durch irgend einen gegebenen Punkt gezogenen Durchmeſſer derſelben ſich gleich d. i. gleich unendlich ſein? und würde nicht durch die Gleichheit der Durchmeſſer die ſphäriſche Geſtalt

erwieſen werden, während allerdings die Unendlichkeit der Sphäre, von welcher es abhängt daß eine begränzte Peripherie nirgends angenommen werden kann, es wieder zuläßt jeglich möglichen gegebenen Punkt als Mittelpunkt anzunehmen und durch denſelben jene unendlichen, ſich ewig gleichen Durchmeſſer dieſer Sphäre gezogen zu denken? — Die Folgerung iſt offenbar ganz rein und ſcharf, nur daß in ſolchen Dingen der Geiſt ganz beſonders ſeine innere Göttlichkeit durch Ausweitung der Gedanken und Verlaſſen der Schranken enger Sinnesvorſtellungen zu bewähren wiſſen muß! — Gerade an dieſe Betrachtungen aber ſchließen ſich nun mit größter Einfachheit unmittelbar wichtige Folgerungen über die Urform alles Organiſchen überhaupt, und laß mich nun auch dieſe Folgerungen Dir ſogleich vorführen, denn gerade dieſe Urphänome des Lebens ſind es, welche wir mit recht geläutertem und klarem Geiſte auffaſſen müſſen, wenn wir dann die ſpätern abgeleiteten Phänomen uns auch nur einigermaßen genügend aneignen wollen. Sind wir alſo zunächſt beſtrebt zu dem reinen Begriffe von der Urbildung organiſcher Weſen uns hindurch zu arbeiten, ſo wird vor allen Dingen nöthig ſein zu lernen, oder ſich zu erinnern, daß nur die Geſammtheit der begeiſtigten, von göttlichen Ideen durchdrungenen Natur, der Makrokosmus, oder das große unermeßliche, als ein Ganzes aufgefaßte Lebendige ſelbſt, zu betrachten ſei als die Quelle und der Inbegriff jeder beſondern Geſtaltung und Lebenserſcheinung; woraus denn aber auch wiederum ganz einfach folgt, daß jedes Einzelweſen, jedes Individuum, jeder beſondre Organismus, nur als ein Theil und zwar als ein integrirender Theil

Digitized by Google

jenes unermeßlichen Ganzen angeſehen werden könne und dürfe. Nun wird aber ferner bald aus ſich ſelbſt klar, daß jeder integrirende Theil eines Ganzen auch an gewiſſen weſentlichen Eigenſchaften dieſes Ganzen Antheil haben müſſe, und daß um ſo wichtiger, dem Ganzen ähnlicher ein Theil ſein werde, auch um ſo mehrere von den Eigenſchaften des Ganzen ſich an ihm nothwendigerweiſe wiederholen werden. — Iſt nun aber, wie ſich oben ergab, das Princip der ſphäriſchen Geſtalt dem All der Natur wirklich ganz eigentlich und nothwendig eigenthümlich, ſo möchte ſich auch alsbald vollkommen erklären, warum jeder als Einzelweſen hervortretende Organismus ebenfalls die ſphäriſche Geſtalt, als ſeine Urbildung darſtellen, oder beſſer geſagt, darleben müſſe, wie ich Dir denn davon daß dies wirklich geſchehe, die merkwürdigſten Beiſpiele ſpäterhin vorzuführen Gelegenheit finden werde. Haben wir indeß aus der Erkenntniß der Wahrheit daß der Theil nothwendig auch an den Eigenſchaften des Ganzen Antheil haben, und jeder beſondre Organismus nur ein Theil des allgemeinen Urlebendigen d. i. des Makrokosmus ſei, hier in der That und alsbald eine ſo weſentliche und wichtige Folgerung ziehen können, ſo erlaube mir nun auch hierbei ſogleich noch zu bemerken, daß es mir immer ſcheinen wollte als ob überhaupt gerade in dem Mißkennen eben dieſer ſo bedeutungsvollen Wahrheit, eins der weſentlichſten Hinderniſſe der Entwicklung jeder tiefer begründeten und ergiebigern Naturwiſſenſchaft gegeben ſei! — Der Menſch nämlich nach ſeiner Einſeitigkeit und Beſchränktheit, gewöhnt ſich nur zu leicht irgend eine Erſcheinung die er zur Betrachtung ſich vornimmt, durch-

Digitized by Google

aus abgeſondert zu denken. Wie der Botaniker die wiſſenſchaftliche Abbildung einer Pflanze ohne allen Hintergrund, rein auf weißem Papier darzuſtellen pflegt, ſo lernt der Menſch insgemein die Natur nur ſo kennen daß ihm eine Erſcheinung nach der andern aus ihrem Zuſammenhange mit tauſendfältigen andern Erſcheinungen herausgeriſſen wird, und gewöhnlich zieht er dann auch vor, ſie eben ſo ſpäterhin lieber gleichſam im abſolut Leeren, anſtatt in allen ihren natürlichen Verbindungen zu betrachten. Es iſt gewiß ſonderbar genug wie dann doch ſo oft ganz vergeſſen werden kann, daß nicht ein Sandkorn, ja nicht ein Sonnenſtäubchen ohne Einwirkung und gleichzeitiges Daſein des Weltganzen zu denken ſei, und wie alſo noch viel weniger jedes nur einigermaßen entwickelte organiſche Einzelweſen ohne tauſendfältige Beziehung auf die Geſammtheit aller übrigen die göttlichen Ideen darbildenden Natur zu beſtehen vermag. — Laß es mich daher immer noch einmal wiederholen und kurz zuſammenfaſſen, was Du an manchen andern Orten ausführlicher nachgewieſen leſen kannſt: „wo irgend eine beſondre Idee in den Naturerſcheinungen ſich darſtellen, wo irgend ein beſondres organiſches Ganzes ſich entwickeln will, da muß in der Darſtellung dieſes untergeordneten Ganzen immer eine der weſentlichen Eigenſchaften jenes großen Ganzen von dem es eben integrirender Theil iſt, und in und aus welchem es entſpringt, alſo eine Eigenſchaft des Makrokosmus oder der Geſammterſcheinung der Welt ſich wiederſpiegeln.“ Erinnern wir uns nun, wenn wir die Geſtaltung organiſcher Körper betrachten wollen, an das was über Geſtaltungsprincip des Makrokosmus ich Dir kurz

zuvor ſo gut es mir gerade möglich war, nachzuweiſen verſucht habe, erinnern wir uns daß bei der Unendlichkeit der Natur die völlige Gleichheit ihrer Durchmeſſer und ſomit das weſentliche und characteriſtiſche der Kugelgeſtalt anerkannt werden mußte, ſo erkennſt Du auch ſogleich hierin die entſchiedene Nöthigung warum als die Urgeſtalt jedes beſondern Organismus eine mehr oder weniger vollkommne Wiederholung jener Geſtaltungs-Eigenthümlichkeit des Makrokosmus, nämlich unendlich viele unter ſich ſelbſt gleiche Durchmeſſer zu haben, gefordert wird; mit einem Worte warum jeglichem organiſchen Einzelweſen die Geſtalt der Kugel als früheſte Grundform ſeines Daſeins zukommen muß. — Dieſem Satze welcher als eins der Fundamental-Geſetze alles Bildungslebens anzuerkennen iſt, und den ich hier in ſeiner tiefern Begründung nachzuweiſen verſuchte, erlaube mir jedoch noch ſogleich die Erwähnung eines andern Geſetzes anzureihen, nämlich daß nicht minder alle Entſtehung eines organiſchen Ganzen nur aus dem Elemente des Flüſſigen möglich ſei. — Wie ſollte denn aber auch ſonſt die Bildung des Beſtimmten, Begränzten, Geſtalteten hervorgehen als aus dem Unbeſtimmten, noch Unbegränzten noch nicht feſt Geſtalteten? — Schon in den alten Sagen war ein ſchwankendes chaotiſches Unbeſtimmtes die Mutter alles wirklich Werdenden! — Iſt jedoch das Flüſſige eben diejenige Erſcheinungsform der Subſtanz, welche durchaus unbeſtimmt begränzt, und, doch was die Begränzung betrifft, in's Unendliche beſtimmbar iſt, ſo erkennt man von hieraus wohl auch ſogleich die innere nothwendige Begründung dieſes zweiten großen

Naturgeſetzes, nämlich daß alles organiſch ſich bildende nur aus der Form des Flüſſigen hervorgehen könne! —

Man könnte nun übrigens hieran die Erwähnung noch eines dritten großen und allgemein-gültigen Naturgeſetzes anreihen, und Du mußt mir ſchon erlauben daß ich auch deſſen Auseinanderſetzung noch beifüge um ſodann erſt zur Betrachtung einzelner Beiſpiele aus der Bildungsgeſchichte lebendiger Weſen überzugehen; denn mag auch die Betrachtung eines ſolchen Abſtrakten für den erſten Anblick etwas Schroffes und Unerſprießliches haben, ſo erkennt man doch bald daß es hier iſt wie etwa bei den Alpen, wo auch die höchſten, ſchroffſten und ſcheinbar abgeſtorbenſten Felſen indem ſie den zu Bächen ſchmelzenden Schnee bewahren, den Segen der Fruchtbarkeit im Sommer über die Niederungen ergießen. — Dieſes dritte Bildungsgeſetz iſt aber ſo auszuſprechen: es müſſe uns jedes ſich bildende, ſich geſtaltende Individuum um ſo mehr einfache durch die erſten geometriſchen Conſtructionen beſtimmbare Formen, und um ſo mehr Einfachheit in dem Wechſelſpiele ſeiner Thätigkeiten, ſowohl zwiſchen ſeinen innern Gliederungen als nach ſeinen äußern Verhältniſſen darſtellen, je weiter wir in der Geſchichte ſeines Bildungslebens zurückgehen, ſo daß er alſo in jeglicher Beziehung ſtets von größerer Einfachheit zu höherer Mannichfaltigkeit heraufwachſe. Es leuchtet hierbei allerdings ſogleich ein daß dieſer als drittes Bildungsgeſetz aufgeſtellte Satz gewiſſermaßen eine Erweiterung des erſten Bildungsgeſetzes abgiebt, denn wenn es keinem Zweifel unterliegt daß unter allen möglichen Geſtalten die Kugel die

von einfachſter Conſtruction ſei und wenn das erſte Bildungsgeſetz nachwieß daß eben deshalb die Kugel die Urform jedes organiſchen Gebildes ſein müſſe, ſo erſcheint freilich dieſes dritte Geſetz in einer Beziehung als völlig zuſammenfallend mit dem erſten. Ein Unterſchied dagegen von dem Letzterwähnten liegt darin daß dieſes nur die Beſtimmung des Uranfangs enthält, da hingegen jenes die Geſchichte der Fortſchreitung der Entwicklung begränzt, ja ſie ihrer Modalität nach beſtimmt.

Laß uns jedoch nun aus dem Felde dieſer abſtracten Betrachtungen heraustreten und uns eingehen in die Regionen der freien und großen Naturerſcheinungen ſelbſt, allwo denn glaube ich, nichts geeigneter ſein wird zum Beiſpiel, ja ich darf wohl ſagen zum Beleg der obigen Sätze zu dienen, als wenn wir unſern Blick zuerſt auf diejenigen Momente richten, welche uns von der Entſtehung der größten uns bekannten Organismen d. i. der in einem unendlichen Weltraum ſchwebenden Himmelskörper bekannt ſind. Ich meine damit nicht daß ich Dich bloß darauf aufmerkſam machen wollte wie in allen dieſen Körpern ſo weit wir ſie bisher näher beobachten konnten, auf das entſchiedendſte die Form der Kugel hervortritt, und wie ſomit in dieſer wahrhaft primitiven Geſtaltung die Beſtätigung des erſten Geſetzes ſich ausſpreche, ſondern ich meine vielmehr das was ein geiſtreicher Naturforſcher uns über die Entſtehung gewiſſer allgemein weltlicher (kosmiſcher) Bildungen bekannt und begreiflich gemacht hat, ſo daß uns dadurch ein Schluß auf die Entſtehung auch der andern Himmelskörper möglich geworden iſt; denn wieder mögen wir uns hier an das Goeth'ſche Wort erinnern

„daß der Menſch nur das Entſtehende nicht aber das bereits Entſtandene, jetzt nicht mehr Entſtehende zu begreifen vermöge!" — Ich habe aber hier Chladni im Sinne, welcher indem er eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen zur Geſchichte der Meteorſteine ſammelte, zwar vielleicht zunächſt nur die Abſicht hatte alte lange Zeit unter die Fabeln gerechnete Erzählungen in Schutz zu nehmen und gegen einſeitige, fälſchlich ſogenannte Aufklärer zu vertheidigen, dabei aber, ich möchte faſt ſagen unwillkührlich, ein weit Höheres leiſtete indem er uns einen Blick in die Entſtehungsgeſchichte dieſer ſo zu ſagen kosmiſchen Infuſorien öffnete. Er machte es nämlich aus Beobachtungen höchſt wahrſcheinlich, daß im Weltraume unendliche bald kleinere, bald größere ſphäriſche Dunſtmaſſen entſtehen und ſchweifen, welche erſt wenn ſie mit dem Dunſtkreiſe der Erde in Berührung kommen in electriſcher Wechſelwirkung ſich entzünden und entweder nur momentan leuchtend und erlöſchend als ſogen. Sternſchnuppen vorübergehen oder als Product tieferer Entzündung bald in größere bald kleinere Tropfen zuſammenſchmelzen, ſodann aber von der Maſſe eines Planeten angezogen auf ihn herabſtürzen und als Meteorſteine ſich verhalten. Bedenken wir nun daß die Beobachtung über das uns zunächſt bekannte und uns ſelbſt mit in ſich begreifende Syſtem von Weltkörpern auch gewiſſe beharrende Formen zeigt, welche die beiden Erſcheinungsformen der erwähnten kosmiſchen Infuſorien im Großen darſtellen, nämlich 1) nebelhaft unbeſtimmter begränzte und 2) dichtere, deutliche Zeichen urſprünglicher Schmelzung in ſich tragende Kugeln, wovon die einen unter dem Na-

men der Kometen, die andern unter dem Namen der Planeten bekannt ſind, ſo erſcheinen uns jene Beobachtungen in einer weit höhern Bedeutung; ſie verſprechen uns ſelbſt über die Bildungsgeſchichte des Weltkörpers welchen wir bewohnen manche nähere Aufſchlüſſe und können außerdem zugleich dienen als treffliche und erläuternde Beiſpiele zu den oben erwähnten drei Bildungsſtufen. Sehen wir nämlich auch davon ab daß hier wieder die Kugelgeſtalt als Document erſter Beſtrebung zu individueller organiſcher Geſtaltung ſich kund giebt, ſo iſt die Dunſtmaſſe ſelbſt als primitive flüſſige Subſtanz ein Beleg zu dem zweiten Bildungsgeſetze und endlich dürfen wir nur die mannichfaltigen einzelnen kryſtalliniſchen Geſtaltungen feſter herabgefallener Meteormaſſen erwägen und wir erkennen wie gerade in dieſer erſtarrten Form, eben weil ſie eine ſpätere iſt, durch ihre nun auch größere Mannichfaltigkeit innerer Geſtaltung, zugleich eine Beſtätigung und Erläuterung des dritten obigen Bildungsgeſetzes erſcheinen muß. — Wie indeß in großen Welterſcheinungen jene Bildungsgeſetze mannichfaltig ſich bewähren ſo mögen wir auch im Kleinen unter tauſendfältigen oft dem unbewaffneten Auge für immer unſichtbar bleibenden Bildungsvorgängen erwägen welche wir wollen, und immer werden wir denſelben Geſetzen begegnen. Das einfache Phänomen des Waſſertropfens hat mir in dieſer Beziehung ſchon oft zu den mannichfaltigſten und bedeutungsvollſten Betrachtungen Anlaß gegeben. In ihm nämlich erkennen wir eines jener Urphänomene deren Erwägung mir ſtets von großem Gewicht erſchienen iſt, denn wurde ein ſolches Urphänomen einmal richtig gefaßt und gedeutet ſo muß

Digitized by Google

nothwendig aus ihm das Verſtehen unzähliger andrer Erſcheinungen hervorgehen. Nun iſt aber das Urphänomen d. i. die einfachſte primitive Erſcheinung einer gewiſſen Reihe, erſt alsdann für uns klar, wenn wir zur Anſchauung, oder richtiger (weil es durch die Vernunft geſchieht) zur Vernehmung ſeines innern bedingenden Geſetzes, d. i. ſeines Urbildes, ſeiner Idee gelangt ſind, denn erſt unter dieſer Bedingung kann die Gleichung deſſelben mit unſerm eignen ebenfalls aus ſelbſtbewußter Idee und dem Phänomenen der Leiblichkeit hervorgehenden Daſein mit Beruhigung empfunden werden. So etwa ſagen wir von einem Menſchen auch nicht daß wir ihn kennen und näher verſtehen, wenn wir die äußere Form ſeiner Erſcheinung aufgefaßt haben, ſondern wir fordern dazu daß uns die ſeine Erſcheinung bedingende Idee, d. i. ſein inneres Seelenleben vernehmbar geworden ſei. Auf dieſe Weiſe wird daher Alles was bei andern ſecundären Naturerſcheinungen Erklären oder Verſtehenlernen genannt wird, zu nichts anderm als zu einem Zurückführen derſelben auf jenes in ſeiner Einfachheit vernommene Urphänomen und ſie ſind dann deutlich weil dieſes ſeinem Urweſen nach vernehmlich war. — Was alſo den Waſſertropfen betrifft, ſo ſoll er uns wichtig ſein da in ihm jenes merkwürdige organiſche Element des reinſten Tropfbarflüſſigen in einfachſter Form der Individualiſirung ſich ſinnlich darſtellt; und — iſt es denn etwa nicht wunderbar! ich reiße eine noch ſo geringe Menge dieſes Flüſſigen von anderm ihm gleichen Flüſſigen oder von der Berührung mit feſtern Körpern los, kurz ich iſolire ſie indem ich ſie in möglichſt leeren Raume ſchweben laſſe; und ſogleich erwacht in die-

Digitized by Google

ſer Menge von durchaus unbeſtimmter aber in's Unendliche beſtimmbarer Begränzung, das alles Seiende durchdringende Lebensprinzip, die Idee der Einheit bethätigt ſich in ihr durch Beziehung ihrer geſammten Maſſe auf ein Centrum, und da dieſe Beziehung in der durchaus gleichförmigen Maſſe nothwendig überall dieſelbe iſt, ſo entſteht ſofort diejenige Geſtalt deren Durchmeſſer oder Radien überall unter ſich vollkommen gleich ſind, d. i. die Kugel, und, dieſe Waſſermenge, — nun Tropfen — hat den erſten Schritt zur Organiſation gethan, bleibt aber ohne weitere Anregung auf dieſer Stufe feſtgebannt und gehemmt, denn die in ihr lebendig gewordene Idee iſt nicht mächtig genug ihre Erſcheinung mit irgend einer Stätigkeit gegen den raſtloſen Zug der Elemente zu behaupten. Ueberhaupt wäre ein wahrhaft iſolirt ruhender Waſſertropfen eigentlich nur zu denken im Weltraum, da wo die Anziehungs-Sphären zweier Weltkörper ſich das Gleichgewicht hielten, etwa gleich dem der Legende nach freiſchwebenden Mahometsſarge, welcher durch gleiche gewaltige Magnete im freien Luftraume gehalten werden ſollte, denn darin zeigt ſich ſtets das Herrſchen des Mächtigern über das Schwächere, daß letzteres von erſterem fortwährend angezogen und bei dieſer Anziehung nothwendig in ſeinem Weſen modificirt werden muß. So können wir daher bei unſren Betrachtungen nur den Tropfen wie er durch die Luft fällt, oder wie er auf feſten Körpern haftet (dann aber freilich allezeit in ſeiner Form ſchon einigermaßen geändert) zum Gegenſtande nehmen. Und doch ſind auch ſo noch manche nicht unwichtige Beobachtungen an dieſer Waſſerkugel welche wir wohl

Digitized by Google

ein Prototyp oder Vorbild aller primitiven organiſchen Bildung nennen könnten, anzuſtellen. Denn wie wir unter alten Mährchen ſo manche Geſchichten von Zauberringen finden, welche ſo oder ſo gedreht ihre Beſitzer bald ſichtbar bald unſichtbar machen konnten, ſo iſt es der Fall mit der irgend ein individuales Phänomen bedingenden Idee, welche ſo oder ſo gewendet bald gewiſſe Erſcheinungen hervortreten, bald ſie wieder verſchwinden läßt, und zwar ſo verſchwinden, daß ein Daſein, ja ein nichts deſtoweniger immerfort herrſchend ſein des eben jene Erſcheinungen bedingenden Grundes, von irgend einem ſich nur an's Sinnliche haltenden Menſchen wohl geradezu geläugnet werden müßte. Was alſo das Waſſer betrifft, ſo ſchwebt über demſelben als Vorbild ſeines Seins oder als geiſtiges Urbild, ein Geſetz in welchem auch die Eigenthümlichkeit einer feſten unter gewiſſen Bedingungen hervortretenden Geſtaltung beſtimmt iſt. Wir nennen aber ein ſolches Hervortreten einer früher unſichtbaren, feſten, durch inneres Geſetz beſtimmten Geſtalt aus dem Flüſſigen — Kryſtalliſiren, und erkennen daſſelbe als einen der merkwürdigſten Vorgänge, als einen Vorgang, eine That, durch welche urſprünglich alles was in beharrender feſter Geſtalt uns erſcheint, mag es Stein oder Pflanze, Erd- oder Thierleib genannt werden, bedingt iſt. Du magſt mir daher nur um ſo eher erlauben daß ich Dir über die Kryſtalliſationserſcheinung des Waſſertropfens meine Gedanken ausführlich vorlege, da dieſen einfachen Bildungsvorgang recht begreifen, eigentlich alles Bildungleben begreifen heißt. Denn, wie es ſattſam bekannt iſt daß unter den Pflanzen manche nur ein-

mal aufſchießen um ſogleich nach beendigter Samenbildung ihren Lebenscyclus zu beſchließen und zu ſterben (Du magſt nur an Pilze und manche einjährige Pflanzen denken!) während andere fortwährend, und namentlich mit jedem Erdumlaufe um die Sonne, ihre Bildungen durch immer neue Wiederholungen der erſten Samen- oder Knospenform, durch neue Blatt- und Blüthenknospen vermehren und neuen Lebenskreislauf beginnen, ſo verhält es ſich eigentlich mit den organiſchen Bildungen überhaupt. — Einige, möchte ich ſagen, zeigen das Leben, das Einleiben der Idee in die Natur, nur in der erſten Potenz d. i. ohne alle Wiederholung ihrer anfänglichen Bildung, andere wiederholen dieſes Einleben oder Darleben der Idee mehrfältig und erheben es zur zweiten, dritten, ja in den höheren Formen zur unendlichmaligen Potenz, um ſo ein Leben darzuſtellen welches durch immer größere Mannichfaltigkeit innerhalb der innern Einheit zu einer deutlichern Wiederſpiegelung der unendlichen Mannichfaltigkeit des großen kosmiſchen Lebens wird. — Nun! eben die Bildung welche in Folge eines einmaligen Lebensaktes entſteht, dann aber nicht weiter ſchreitet, dieſer Organismus in erſter Potenz, deſſen Leben mit dem erſten Einleben des urbildlichen Sein's in das Werdende (d. i. in die Natur) erliſcht, dies iſt es was den reinen Begriff des Kryſtalles giebt. Denn das Wort Kryſtall kommt von dem Worte κρυω, welches Gerrinnen, aus Flüſſigem Feſtwerden, und alſo eben jenen erſten Bildungsakt mit dem alle organiſche Geſtaltung beginnen muß, bezeichnet. Es ergiebt ſich dann freilich daß wir hiernach den Begriff des Kryſtalls etwas weiter müſſen ausdehnen

lernen als bisher der Gebrauch war, denn wie ſchon bei den Griechen das Wort κρυω eben ſo vom Gerinnen der Milch als vom Kryſtalliſiren des Waſſers oder Gefrieren gebräuchlich war, ſo werden wir ſpäterhin allerdings gewahr werden daß manche einfachere unter den gewöhnlich ausſchließend organiſch genannten und eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit behauptenden Körpern gänzlich in den Bereich dieſes Begriffes gehören. — Doch nun zurück zu unſren Metamorphoſen des Waſſertropfens! — Klingt es denn aber nicht wirklich wie eine wunderbare Mythe, wenn man erzählt: es ſchwebt durch die Luft eine kryſtallhelle Kugel des reinſten tropfbar Flüſſigen; in ihr waltet ein geheimer Zug zur feſten Geſtaltung welcher beſtrebt iſt die geometriſch elementaren Theilungen der Kugel entſchieden zu verwirklichen. So lange elektriſche Spannung zwiſchen verſchiedenen Theilen des Planetenſyſtems welche wir Wärme nennen dieſe Waſſerkugel in höherem Grade durchdringt gelingt es ihr nicht ihr Streben zu individueller Bildung zu befriedigen; ſinkt dagegen jene Spannung bis auf einen gewiſſen Grad, ſo löſt ſich auch jenes Band des Allebens einigermaßen und das Einzelleben gewinnt Kraft ſich hervorzuheben. Alsdann iſt es wo die geheimnißvollen Wirkungen erwachen, das Maaß der Kugel, nämlich einer ihrer größten Kreiſe, reißt die nun unbeweglich d. i. ſtarr werdende Waſſermaſſe der Kugel in ſeine Ebene, und in dieſer Kreisfläche ordnet wieder das ihr ſelbſt einwohnende Maaß d. i. der Halbmeſſer, welcher allemal den Umfang dieſer Fläche genau in ſechs Theile zerfällt, das Erſtarrende nach der Richtung des Sechsecks. So geſchieht es denn höchſt wunderbar daß das was vor kurzem als helle und

flüſſige Waſſerkugel in der Luft ſchwebte, nun durch Kälte kryſtalliniſch geronnen, plötzlich als feſter ſechsſtrahliger Waſſerſtern weiterſchwebt, bis endlich erneuerte Durchdringung des Sterns mit elektriſcher Strahlung der Wärme, mittels rückſchreitender Metamorphoſe die elementarflüſſige Waſſerkugel wieder hervorruft, den feſten Stern zum ſphäriſchen Tropfen umwandelt. — Gewiß es iſt von der äußerſten Wichtigkeit ſolche einfache Vorgänge mit aller Kraft des Geiſtes und anhaltend zu betrachten; denn wie Plato einmal gar bedeutungsvoll ſagt: daß alle Philoſophie anfange mit dem Bewundern d. i. mit dem Ergriffenſein des Menſchen von dem Wunderbaren im großen Räthſel der Welt und des menſchlichen Daſeins, ſo fängt auch alle philoſophiſche Naturforſchung nothwendig an mit der tiefen Empfindung des Wunderbaren im einfachſten Vorgange des Lebens, und gerade durch dieſes bewundernde Gefühl, durch dieſe Ehrfurcht vor dem Myſterium in den einfachſten primitiven Erſcheinungen unſres eignen innerſten Lebens, entſteht dann die Liebe die uns zur Erforſchung immer neuere Seiten des unendlichen Lebens der Welt hinzieht, — aber aus der Befriedigung dieſer Liebe erwächſt uns endlich das Glück, das innere Genügen, welches eben ſo den ächten Philoſophen als den wahren Naturforſcher durchdringen und gegen die Pfeile des gewöhnlichen Lebens ſtählen wird. — Wer hingegen dieſen Weg vom Einfachen zum Mannichfaltigen verläßt und ſich im Naturbetrachten ſogleich an die combinirteſten Erſcheinungen wenden, ja oft dieſelben durch künſtliche Experimente und Zuſammenſtellungen noch mehr zu verwirren verſucht, der beklage ſich dann nicht wenn ihm ſeine For-

Digitized by Google

ſchungen fortwährend ein klares beruhigendes Reſultat verſagen, und wenn die fortwährende Zerſtreuung ja ich möchte ſagen Zerklüftung ſeiner Beſtrebungen ihn ſelbſt mit innerer bleibender quälender Unluſt erfüllen muß.

Digitized by Google

V.

Gedichte aus den Bergen,

von

Dr. Miſes.

1.

Ich ſitz' auf dem Berge,
Den Blick unverwandt,
Das Auge iſt König
Vom ganzen Land.

Ihm Unterthanen
Die Hügel und See'n;
Die Lüfte, die Boten,
Sie kommen und gehn.

Im Thale liegt Nebel,
Schläft menſchliche Noth;
Am Berge, im Herzen,
Wacht's Morgenroth.

Gedanken tummeln
Hervor ſich wild,
Und ſchweifen und jagen
Durch das Gefild,

Und ſpringen wie Gemſen
Von Stein zu Stein,
Und fliegen wie Vögel
In's Blaue hinein;

Und fliegen hinüber
Ueber die Wand
Am Horizonte
In's Heimathsland;

Und laſſen ſich nieder
Auf ſchneeweißen Flaum,
Und bringen der Liebſten
Den ſchönſten Traum.

2.

Das Edelweiß.

Die Blumen in dem Thale
Sind jedem gleich zur Hand;
Die Blumen und die Dirnen
Mag pflücken und umzwirnen
Da unten jeder Fant.

Auch's rothe Alpenröslein
Wohl mancher ſteckt am Hut.
Die Senn'rin iſt nicht ſpröde,
Iſt nur der Bub' nicht blöde
Und hat er muntern Muth.

Doch eine Blume weiß ich,
Die hat wohl höhern Preis;
Die wächſt auf höchſter Spitzen,
Wo nur die Adler ſitzen,
Das iſt das Edelweiß.

Wer die ſich will gewinnen,
Muß kühner Steiger ſein;

Digitized by Google

Sich über'n Abgrund bücken;
Die Blume will ich pflücken
Der hohen Herrin mein.

3.

Des Schnee'es weiße Mütze
Bedeckt des Berges Spitze;
Darunter dunkelgrün
Ein Band die Tannen ziehn.

Im Grünen ganz gemüthlich
Die Kühe thun ſich gütlich;
Es hüpft die junge Geis
Und knuspert an dem Reis.

Und auf des Berges Mitte
Steht eine kleine Hütte,
Von Holze ſchlecht erbaut,
Davor ein Beet mit Kraut;

Da ſitzt die alte Mutter,
Macht täglich Käs und Butter;
Der Sohn iſt auf der Freit
Im Dorf, es iſt nicht weit.

Wie ich's heut hier erfahren,
War's ſchon vor hundert Jahren,
Im Land bringt jeder Tag
Neu' Volk und neue Plag'.

Digitized by Google

4.

Rings ruht die grüne Alpenhut,
Rauſcht grüner Wald, ſpringt friſche Fluth,
Im Wald und Quell, was rauſcht und ſchäumt,
Hab's in der Hütte mitgeträumt.

Der Morgen kommt, vom Berge rollt
Die Sonn' herab ihr erſtes Gold;
Der Senne von dem Lager ſpringt;
Das Alphorn klingt, der Finke ſingt;

Friſch auf, friſch auf, bin auch dabei!
Der Tag iſt jung, die Luſt iſt neu!
Die Bergluft ruft: zieh aus! hinaus!
Weiß noch manch ſchönes Alpenhaus.

5.

Die Welle wie träge,
Die Lüfte wie ſchwül,
Wie ſtaubig die Wege;
Nur Schenken das Ziel.

Die Dirnen hier unten
Gefallen mir nicht,
Die Kurzen und Runden
Mit breitem Geſicht.

Wie anders ſpringet
Dort oben der Quell;
Manch Glöcklein klinget
Dort wunderhell;

Digitized by Google

Es weht durch die Zweige,
Es weht durch die Bruſt,
Wie höher ich ſteige,
Steigt höher die Luſt;

Und ſteigt bis zur Spitzen,
Da will ich ſtehn;
Da will ich ſitzen
Bei der Sennerin ſchön.

6.

Droben wo man konnte ſenden
Rings den Blick nach allen Enden,
Stand ich, für die weitre Reiſe
Auszuſuchen mir die Gleiſe.

Ach was lagen da für Seeen;
Wohl nach allen mocht ich gehen;
Was für ſchöne Bergesſpitzen,
Wohl auf allen mocht ich ſitzen.

Theilte ein die Tag' und Stunden,
Hatt' es richtig ausgefunden,
Wie ich alles wollt' beſchreiten,
Heim noch ſein bei rechten Zeiten.

Doch die Stunden, Tage gehen;
War bei keiner noch der Seeen,
War auf keiner noch der Spitzen,
Blieb in enger Hütte ſitzen.

Ja die Seeen wohl die blauen
Konnt ich von dem Berge ſchauen,

Digitized by Google

Dem kehrte wohl zurück
Im fremden ſchönen Land
Der Jugend heimiſch Glück,
Das hab ich nie gekannt.

Deß Antlitz hat gelacht;
Die ſchönſte Melodie
Bracht ihm wohl dieſe Nacht.
Ach das geſchah mir nie.

So fuhr ich auf dem See,
Von ſeiner Pracht gedrückt;
Ach, ſelbſt des Herzens Weh
Hätt' heute mich beglückt.

10.

Das Kötſchachthal.

Dort, wo die Kötſchach brauſet,
Der alte Berggeiſt hauſet,
Der Geiſt war Menſchen ſcheu,
Ihn ſelber ſiehſt du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch ſeine Spur ſtets neu.

Am langen Thales Ende
Erheben ſich die Wände
Des hohen Tiſchlkar;
Da liegt ſein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tauſend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet
Und Hügel lachend kränzet,
So ſchlummert er noch feſt,

Doch, ſteigt der Sommer nieder,
Regt er die Rieſenglieder,
Geweckt vom lauen Weſt.

Das giebt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die ſtürzet als Lawine
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felſenſtück.

Er ſprengt des Froſtes Klammern,
Da öffnen ſich die Kammern
Des Gletſchers, und heraus
Bricht ſeine Silberherde,
Sich ſehnend nach der Erde
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß ſie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich ſpringet
Die weiße muntre Schaar;
Sie ſchäumen und ſie ſpritzen
Und alle Wände glitzen
Am ſtolzen Tiſchlkar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörſt nicht ſeinen Schritt,
Hörſt nur die Kötſchach grollen
Wenn Felſentrümmer rollen
Herab von ſeinem Tritt.

Du ſiehſt nicht ſeine Mienen,
Siehſt nur die Wälder grünen,
Wie er ſie angeſchaut;
Ob dir auch nichts geſchähe,
Dran fühlſt du ſeine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Digitized by Google

Er will, du ſollſt ihn meiden,
Mag nicht den Menſchen leiden
In ſeiner Freuden Kreis;
Nur einem einzgen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiſte weiß.

11.
Der Königſee.

Gar ſtille ruht der Königſee;
Rings ragen Felſen in die Höh,
Da iſt nicht Platz für Hirt noch Heerden,
So einſam iſt kein Ort auf Erden.

Still wie im See war's in der Bruſt,
Es ſchwieg der Gram, es ſchwieg die Luſt,
Nur heimliche Gedanken zogen
Hindurch, wie durch den See die Wogen.

Da zu ermuntern das Gemüth
Die Schiffer heben an ein Lied
Und rufen auf des Seees Mitte
Das Echo an nach alter Sitte.

Das Schiff flog eilend ſeine Bahn,
Wohl rudern ſtarke Arme dran;
Was will dabei die Maid, die feine,
Die abſeits ſitzt dort und alleine.

Sie rudert emſig und gewandt;
Doch Stärke, ſieht man, fehlt der Hand;
Wohl könnten ihre Wangen blühen,
Doch ſind ſie bleich von ſchweren Mühen.

Digitized by Google

Im Schiffe war manch ſchönes Weib,
Getauſcht hätt' jed' mit ihrem Leib,
Nicht künden's ihre edeln Mienen,
Daß ſie geboren ſei zu dienen.

Iſt, Alter, iſt das euer Kind,
Die dort ſo traurig ſitzt dahint,
Und ſtimmt nicht ein in Red' und Singen,
So ſchönem Mund müßt's wohl gelingen.

„Nicht, Herr, mein Kind iſt dieſe Magd;
Und weß ſie ſei, Gott ſei's geklagt,
Das konnten nimmer wir erkunden;
Als Kind am See ward ſie gefunden.

Wir haben Gut's an ihr gethan,
Zur Arbeit hielten wir ſie an,
Doch mag ſie uns nur wenig nützen,
Ihr ſeht das ſchwache Ding ja ſitzen.

Viel Redens iſt nicht ihre Art, —
He, Mary, munter auf der Fahrt!
Und willſt von Schloß und Prinzen träumen
Mußt doch das Rudern nicht verſäumen."

12.

Noch nie hat mir die Seele
Ein Bild ſo ſehr erbaut,
Als das, was ich geſchaut,
Wie ich's euch jetzt erzähle.

Im Lande der Citronen
Ging ich in einer Schlucht;

Dort in des Felſens Bucht,
Ein Steinmetz mochte wohnen.

Im Grünen Dante's Büſte
Auf hohem Sockel ſtand;
Gar wohl war mir bekannt
Der Züge ernſt Gerüſte.

Der ſang den Tod der Seele,
Deß Bild ſteht ſtumm von Stein;
Doch drauf ein Vögelein
Sang laut aus voller Kehle

Ein Lied, wohl möcht ich's wiſſen; —
Dabei ein Kindlein ſchlief
Den Schlaf, der noch nicht tief,
Auf eines Grabſteins Kiſſen.

Digitized by Google

VI.

Literaturblätter.

1.

Deutſche Lyris und Wilhelm Müller.

Von

Dr. Miles.

Wilhelm Müller ſtarb im J. 1827; er iſt todt; er iſt wirklich todt; man kennt und nennt ihn nicht mehr. Seine lyriſchen Spaziergänge wurden mir vom Verleger als Maculatur geſchenkt, weil ſich niemand mehr in ihnen ergehen mochte; und ſelbſt unſre Kritiker erwähnen ihn kaum noch, die doch ſo oft Gelegenheit hätten, junge Dichter an ihm zu meſſen oder zu ihm in die Schule zu ſchicken, wenn dieſe in der leichten Gattung unbeholfen Verſuche wagen, da ſie ja doch bei Göthe nicht Alles lernen können. Sonderbar, daß man, während man im gewöhnlichen Leben das Maß ſtets kleiner nimmt, als das zu Meſſende, im Geiſtigen umgekehrt verfährt. Nach Göthe, Schiller, Rückert, Heine, Uhland, mißt man Alles; freilich ſind es vortreffliche Maßſtäbe; aber es ſind Feld- und Meilenmaße; und wo hätten wir eine ſo gute Elle für leichte Waare als W. Müller.

Digitized by Google

Die Deutſchen vergeſſen ſonſt nicht leicht Verdienſte, die ſie einmal anerkannt haben; ihr Gedächtniß gleicht ihren Bibliotheken, aus denen nie ein Buch wieder verſchwindet, was einmal darin Platz genommen; ja es behält denſelben um ſo ſicherer, je älter und unbrauchbarer es wird. Ihren Opitz, Bodmer, Uz, Gleim, Geßner, Hagedorn, Ramler, Klopſtock, leſen ſie zwar auch nicht mehr, denn die, welche letzteren noch geleſen haben, ſterben von Jahr zu Jahr mehr aus; aber ihr Andenken blüht darum nur um ſo ſchöner, und ihr Ruhm bleibt nur um ſo unbeſtrittener. Sie ſind und bleiben unſere Klaſſiker, die man nicht vergeſſen darf, auch nachdem ſchon alles lebendige Intereſſe an ihnen erloſchen iſt. Müller ſteht uns näher, hat Freude und Leid lebend und dichtend noch mit uns getheilt, ſeine Laune und Leichtigkeit wäre niemand dienlicher als den Deutſchen; warum wird er dennoch vergeſſen? —

Erklärlich ſcheint es mir durch folgende Gründe: Paßt auch der Zopf und Puder der genannten Dichter nicht mehr zum heutigen Geſchmack, vielleicht ſogar zu keinem: ſie ſtehen am Anfange unſerer Literatur, die man ja doch nicht gleich mit Schiller und Göthe beginnen kann, obſchon ſie freilich Manche mit letzterem nicht blos anfangen ſondern auch ſchließen. Auf jene mußten zu ihrer Zeit die Deutſchen ſtolz ſein, wenn ſie überhaupt auf jemand ſtolz ſein wollten; zu Müllers Zeit waren ſie ſtolz genug, auf ihn nicht mehr ſtolz zu ſein zu brauchen. Jene waren die Vorläufer der Zeit, die es eben wegen ihres Vorſprungs bequem hatten, Müller nur ein raſcher Beiläufer einer noch raſcher fliegenden Zeit. Sie haben

uns die Thüren des Tempels der Poeſie geöffnet; wir ſind hineingegangen und haben uns anbetend vor einigen Göttern und Götzen niedergeworfen, neben denen wir nun keine anderen mehr anerkennen wollen, aber wir ſchämen uns nun ſo undankbar zu ſein, jene, welche uns eingeführt haben, ſelbſt auszuſchließen; wir ehren ſie durch die oberſten, freilich zugleich uns entbehrlichſten, Plätze, die wir ihren Büſten, Portraits und Schriften in unſern Bibliotheken anweiſen; die Ehrfurcht vor ihnen wird jedem ſchon in der Schule eingeprägt, und läßt ſich dann nie mehr ganz verwiſchen.

Müller aber hat zur Blütenzeit der deutſchen Poeſie mit geblüht, nicht ein Piſtill, das in der Mitte ragend, den Samen der folgenden Zeit in ſich ſchließt, ſondern ein Blatt aus einer Blumenkrone, was abfallend der Vergeſſenheit verfällt, ein munter aber am Tage fliegender Leuchtkäfer, deſſen Licht im Glanze der Sonne oder der Sonnen, die den Tag beherrſchen, erliſcht. Als er lebte, war der deutſche Jüngling viel zu ſehr beſchäftigt, Schillers Laura zu declamiren, und der deutſche Kenner, Göthes Fauſt zu commentiren, und Beide, die Schlacht, wer von ihnen König ſein ſolle, auszufechten, als daß ſie ſich um Müller, der ſich ſeitwärts vom Kampfſplatz mit Handwerksgeſellen und Trinkern umhertrieb, ſehr ernſthaft hätten kümmern ſollen. War doch ſogar Deutſchland ganz erſtaunt, als es nach Göthes Tode plötzlich fand, daß es noch einen großen Dichter habe, den es bei Göthes Lebzeiten ganz vergeſſen, ich meine Rückert. Wer übrigens auch Notiz von Müller nahm, der fand ja doch, daß er weder Göthe, noch Schiller war; es gab aber

Digitized by Google

eine Zeit lang nur Göthe und Schiller, und die etwas ſein wollten, mußten Stücke von ihnen ſein.

Ein anderer, obſchon ſehr äußerlicher, Grund iſt doch gewiß nicht einflußlos. Es iſt der, daß unſer Dichter Müller, Wilhelm Müller, heißt und ſich dadurch verliert in der Zunft der übrigen unzähligen Wilhelme und Müller, die Jahr aus Jahr ein zum täglichen Brode der deutſchen Literatur beitragen. Wer kann einen Müller von allen andern Müllern unterſcheiden; die Vornamen ſteuern der Verwirrung nicht, ſondern befördern ſie noch durch ihre Wiederkehr, und genug hat man zu thun, die lebenden Müller zu merken und zu ſondern, wie ſoll man auch der Todten noch gedenken. Am gerathenſten wäre es ſicher für die ſchreibenden Müller, ihre Namen wie die Fürſten Reuß in fortlaufender Reihenfolge zu numeriren; auch einen Karl XII. und Gregor VII. unterſcheidet und behält man ja leicht im Gedächtniß. Allerdings dem Geſchichtſchreiber Johannes v. Müller iſt es gut gelungen, den Nachtheil ſeines Namens zu überwinden; ſchon der Hals des Wörtchens von macht ihn um einen Kopf größer als die andern; er bleibt nun immer der große Johannes v. Müller, das Muſter der Geſchichtſchreiber, den man ſchon nicht mehr zu leſen braucht, um ihn bewundern, oder, wenn man das Gegentheil bei großen Männern liebt, verketzern zu können, weil ſeine Bewunderung einmal deutſches Gemeingut geworden iſt. Aber einen um ſo ſchlimmeren Stand haben nun alle andern Müller. Wie weit beſſer hatten es Matthiſſon, Salis, Koſegarten; die halbe Elegie, die ſchon in ihren Namen liegt, erſpart ihnen eine halbe in ihren Gedichten; ihr Name

reicht beinahe hin, ihnen einen Namen zu machen. Wie viel aber hat ein Müller zu thun, die Proſa und Gemeinheit ſeines Namens wieder gut zu machen. Hätten jene Wilhelm, Traugott, Karl Müller geheißen, wer wüßte wohl noch etwas von ihnen, aber ſo ſchöne Namen, wie ſie führen, laſſen ſich ja gar nicht wieder vergeſſen.

Jedoch ein dritter Grund iſt wohl der wichtigſte. Wenn das Schwere und ſelbſt Schwerfällige in Johannes von Müllers Styl und Gedanken und das Elegiſche in den Gedichten der oben Genannten unläugbar mit dazu beigetragen hat, ihren Namen Bahn unter den ſelbſt ſchweren und kopfhängeriſchen Deutſchen zu brechen, ſo iſt wohl erklärlich, daß die entgegengeſetzten Eigenſchaften bei Wilhelm Müller auch eine entgegengeſetzte Wirkung gehabt haben. Mit den Wölfen muß man heulen und dieſe Wölfe ſind die Deutſchen. Was nicht melancholiſch und tiefſinnig iſt, iſt ihnen nicht recht, wenigſtens muß etwas Melancholie und Tiefſinn dabei ſein. „Ich kann wohl manchmal ſingen, als ob ich luſtig ſei, doch heimlich Thränen dringen, da wird das Herz mir frei;“ das iſt ſo recht aus der Seele der Deutſchen geſprochen, das gefällt ihnen; alle ihre anerkannten Lyriker haben, wenn ſie überhaupt den Ton der Luſt anſchlagen, was ſelten genug iſt, auf dieſe Weiſe geſungen: Uhland, Kerner, Heine, Chamiſſo, Eichendorf und wie ſie alle heißen, und jedes ſo geſungene Lied trifft und klingt wieder im deutſchen Herzen; aber das Singen eines Dichters nicht als ob er luſtig ſei, ſondern aus Luſt, findet keinen oder nur einen halben Anklang bei ihnen, weil eine rein luſtige Seite in ihrer Seele gar nicht vorhanden iſt. Gewiß

Digitized by Google

auch das hat beigetragen, daß Rückert ſo lange keinen Eingang gefunden, weil er nicht trübſelig genug iſt, und nur durch ihre Trauerſpiele, nicht durch ihre Luſtſpiele ſind unſere beſten Dichter populär geworden. Die Deutſchen wollen wohl Blumen, aber Blumen auf Gräbern, Ruinen, an Waſſern, ihre Luſt ſoll elegiſch und tief ſein; Müllers Luſt iſt aber blos luſtig und hat keinen Grund als ſich ſelber; ſein Schmerz iſt nur eine Laune, ſeine Liebe eine Tändelei. Seine Poeſie iſt ein leicht und ſeicht hinlaufender Bach, durchſcheinend bis auf den Grund und einladend mit ihm fortzulaufen durch blumige Strecken; nach verborgnen Schätzen kann man nicht darin wühlen, wie in Göthes theilweis dunkler und tiefer Poeſie, noch in ſeiner Tiefe den ganzen Leib baden; er giebt nur einen friſchen Trunk auf einem heiteren Spaziergange. Das Füllen der Fröhlichkeit ſpringt bei ihm ungeſattelt und ungezäumt herum auf grünen Wieſen; ſein Einfall iſt ihm ſeine Regel. Die Deutſchen haben dieß Füllen wohl auch, nur ſitzt noch ein ſchwerer Reiter von Gelehrſamkeit, Philoſophie, kurz irgend etwas Schwerfälliges, Nützliches, Gründliches darauf, welcher das Füllen nöthigt, im langſamen Schritte zu gehn und es bald ſteif reitet. Sie haben ſich zu Müllers Zeit wohl auch an ſeinem freien Wander-Schritt und Lied ergötzt, aber da ſie auf dem Rücken des leichten Wanderers kein ſchweres Ränzel wahrgenommen, worin etwas ſtecke, ihn doch zuletzt für einen Habenichts gehalten, mit dem dauernde Freundſchaft zu ſchließen begabten Leuten nicht wohl anſtehe. So iſt Müller durch ſeine Zeit durchgeſchritten, ohne daß man ihn irgends zu dauernder Einkehr eingeladen Er

Digitized by Google

iſt fort; man ſingt ihm ſein ſangbares Lied nach und denkt des Sängers ſelbſt nicht mehr.

Der Hauptfehler von Müller iſt, daß er uns gar nichts zu rathen aufgiebt; bei einem Gedichte Pfizers läßt ſich doch etwas denken und in einem Gedichte Platens geht man oft ganz in Betrachtungen auf. Was aber giebt es bei Müller zu betrachten und zu ſtudiren. Man findet, daß die poetiſchen Lieblingswerke der Deutſchen alle etwas an ſich haben woraus man nicht recht klug werden kann; es ſind alles Berge mit etwas hinter dem Berge, was gewöhnlich in Nebel liegt, ſo daß jeder etwas anderes dahinter ſuchen kann. Kaum dulden ſie den Vorzug der Klarheit, weil freilich Klarheit und Tiefe ſelten beiſammen ſind. Hamlet iſt darum ein Lieblingsſtück der Deutſchen, weil jeder ſeine eigne Lampe in deſſen Dunkelheit ſetzen kann und Göthes Fauſt brauchte zu ſeinen übrigen außerordentlichen Vorzügen blos noch den einzigen mehr zu haben, daß das, was mit dem Ganzen und dem Einzelnen in Bezug zum Ganzen geſagt ſein ſoll, ſich unmittelbar klar ausſpräche, und mit der Anſchaulichkeit, die eigentlich der Poeſie Beruf iſt den Ideen zu verleihen, jedem aufdrängte, ſo würde er aufhören das Lieblingswerk der Deutſchen zu ſein, die ein Werk mehr ſchätzen, in das ſie etwas hineintragen, als aus dem ſie etwas heraustragen können; und die meinen, die Tiefe der Poeſie beſtehe vielmehr darin, daß man zu Tage liegende Schätze in den Brunnen verſenkt, als daß man ſie aus dem Brunnen herausholt. Der kluge Göthe, der ſeine Leute kannte, hat dieß immer vortrefflich zu benutzen gewußt: der Quell ſeiner Poeſie iſt

am. klarſten, wo er am reichlichſten fließt, aber er trübt ihn ſofort, wo derſelbe ſeichter zu fließen anfängt; weil er weiß, daß der Deutſche ſchließen wird: wenn ſchon die klaren Stellen ſo tief ſind, wie tief müſſen es erſt die ſein, wo man keinen Grund ſieht. Beiſpiel: die Wanderjahre nach den Lehrjahren; der zweite Theil des Fauſt nach dem erſten. Ein Gedicht ſoll aber doch nichts anderes, als ein Auszug aus der Natur ſein, worin das, was in der Natur durch das Eingreifen fremder Sphären geſtört, getrennt, verdeckt, verworren, mit Fremdartigem verwachſen erſcheint, ſorgſam herausgeſchält, in ſeinem eigenthümlichen Zuſammenhange oder ſeinen Folgen dem Auge rein und klar hingeſtellt wird. Es ſoll einen wiſſenſchaftlichen Commentar entbehrlich machen, aber nicht ſelbſt einen ſolchen brauchen; ſonſt gleicht es einem Tanzmeiſter, dem man die Füße ſetzen muß. Wenn freilich die Ausleger einen finſtern Sack loben, weil ſie ihre eigene Weisheit darin zu Markte bringen können, ſo wird doch ein Beutel voll ſorgſam gezählten und gewognen Goldes, den der Dichter jedem in die Taſche ſteckt, viel mehr werth ſein, und ich behaupte, daß in einer Poeſie, in der man vielerlei finden kann, im Grunde nichts von allem dieſen enthalten iſt, ſelbſt das nicht, was der Dichter bezweckt hat. —

Müllers Lieder ſind freilich weder das Höchſte noch das Tiefſte der Poeſie; aber die Poeſie beſteht ja nicht blos aus dem Höchſten und Tiefſten, und es kann etwas weder das Eine noch das Andere, und doch ganz poetiſch ſein. Das grüne Leben wie es iſt in ſeiner Regſamkeit und Friſche, ſpielend mit ſich ſelbſt, unwiſſend höherer

Digitized by Google

Beziehungen, tieferer Bedeutungen, will ſo gut ſeinen poetiſchen Ausdruck haben, als das vertiefte und erhöhte Lebensgefühl, und hat ihn in Müllers Liedern mit einer, noch von keinem Deutſchen übertroffenen, Unmittelbarkeit gefunden. Weder Heines unheimlicher Herzensſpuk und reiche Romantik, noch Göthe's Kraft, die Gegenſtände von Außen nach Innen bis zum Mittelpunkte wärmend zu durchdringen, noch Uhlands Weiſe, die Spalten wie die kleinſten Ritzen der Seele mit lebendigem Grün zu durchwachſen, ſind in Müller zu finden; er fährt blos wie ein bald neckender, bald erquickender, Wind über die Oberfläche der Gegenſtände hin, aber willkommen jeder offnen, ſangesluſtigen Bruſt, die, um zu ſingen, den Athem nicht erſt mühſam zuſammen ſuchen, ſondern athmend ſingen und ſingend athmen will. Wenig Lieder ſind ſangbarer und häufiger componirt, als die von Müller; der beſte Beweis, daß ſie aus der Bruſt kommen, deren natürlicher Ausweg die Kehle iſt. Andere viel ſchönere Gedichte, die nur aus dem Hirn kommen, gehen auch durch die Augen nur wieder zum Hirn und wenn ſie geſungen werden, ſo iſt es am Fortepiano vor einer klatſchenden Geſellſchaft, nicht das Reiſelied auf der Reiſe, das Trinklied zum Trunke, wohin ſie doch gehören. Müllers Lieder werden nicht mehr geleſen; aber ſie werden überall geſungen, ſie ſind bekannter als Müller ſelbſt; denn wie heutzutage das Singen betrieben wird, kümmert ſich freilich der Sänger ſogar kaum um das Lied, viel weniger um den Dichter; und es iſt ein alltäglicher Fall, daß er wenn er, die Noten mit Text nicht bei der Hand hat, zwar die Melodie, aber nicht das

Digitized by Google

Gedicht, d. h. nicht, was ſie ausdrückt, weiß. Daher kommt Müllern die Popularität ſeiner Lieder wenig zu Statten; und ich brauchte von vielen blos den erſten Vers, den doch jeder im Gedächtniß zu behalten pflegt, herzuſetzen, ſo würden viele meiner Leſer ſagen: „ach iſt das Lied von Müller!“

Müllers Lieder würden wegen ihrer Sangbarkeit noch mehr geſchätzt und verbreitet ſein, wenn der Deutſche ſelbſt mehr zum eigentlichen Geſange aufgelegt wäre; aber ſein gewiß reicher Gefühlsquell iſt zugleich ſo tief und ruhig, daß er nicht leicht durch die Kehle überſchwillt. Unter Müllers Liedern finden ſich gar viele, die ſich recht eigentlich zu Volksliedern eignen; die gewiſſermaßen den Ton als Flügel brauchen, und ohne ihn matt liegen bleiben; aber unſer Volk ſingt nun eben nicht. Aus wahrem innern Drange ſingt der deutſche Mann nicht leicht anders als wenn er zu viel oder doch viel getrunken, und das deutſche Mädchen nicht anders, als wenn ſie Sommerabends im Mondſchein vor der Thüre ſitzt; das ſind Lagen, in denen ſie ihr Gefühl nicht mehr bemeiſtern können; im Uebrigen fühlen ſie ohne zu ſingen und ſingen ohne zu fühlen. Der gemeine Mann ſingt gar nicht, denn was man manchmal von ihm hört, verdient dieſen Namen nicht. Die Gebildeten ſingen freilich, aber nicht um zu ſingen, ſondern zeitlebens nur um ſich im Singen zu üben; faſt aller Geſang in Deutſchland iſt nichts, als eine ſolche Uebung, und ein Produciren, wie weit man es in dieſer Uebung gebracht hat, wobei das Gefühl als ein Accidenz und Verſchönerungsmittel des Singens freiſich nicht fehlen darf, vielmehr dringend und von Nie-

Digitized by Google

mand mehr als dem Deutſchen begehrt wird; während es ihm kaum je beikommt, das Singen zum Accidenz des Gefühls zu machen; er verlangt, daß man die Natur zur Nachtigall ſperre, ſtatt die Nachtigall in der Natur zu ſuchen. — Uebrigens haben die Deutſchen außer W. Müller allerdings noch manche andere ſangbare Dichter; ja ſie ſind im Ganzen nicht arm daran; nur ſind gerade ihre erſten Dichter nicht zugleich auch immer die ſangbarſten. Schiller hat, ſo viel mir eben von ſeinen Gedichten beifällt, nur zwei componible geliefert: „der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn," und: „Ach aus dieſes Thales Gründen." Von Rückert, dem Reichen, dem tief Gemüthvollen, dem nach allen Richtungen hin Unerſchöpflichen, iſt doch faſt nichts componibel. Warum aber? Ich glaube den Grund im Folgenden zu finden:

Geſang iſt wie Tanz nur der Ausdruck eines bewegten oder wogenden Gefühls von einer gewiſſen Intenſität. Das Gefühl theilt ſeine bewegende Kraft dem ganzen Geiſte mit, iſt aber ein Ueberfluß daran vorhanden, welcher nicht vom Geiſte verbraucht werden kann, ſo fließt er auf die körperlichen Organe über und ſetzt dieſe in eine dem Gefühle ſelbſt adäquate Bewegung, woher es kommt, daß Leute von wenig geiſtigem Gehalt oft ſchon bei der ſchwächſten Gemüthsbewegung in Singen oder Tanzen ausbrechen, weil ihr Geiſt den erhaltenen Anſtoß nicht erſchöpft.

Außerdem liegen manche Gefühle dem Körperlichen näher als andere; wie alle, die, ohne ſelbſt rein materiell zu ſein, doch von ſinnlichen Einwirkungen unmittelbar abhängig ſind; dieſe brauchen nicht erſt durch den ganzen

Digitized by Google

Geiſt durchzuwirken, um die körperliche Bewegung anzuregen, ſondern wirken durch wenigere Mittelglieder, daher ungeſchwächter auf ſie ein. Deshalb reizt nichts mehr zum Singen und Tanzen, als das Gefühl körperlichen Wohlbehagens, deshalb ſind Wein- und Reiſelieder faſt die ſangbarſten von allen. In allen Fällen aber iſt fortgeſetzte Bewegung des Gefühls nicht nur nöthig, den Geſang anzuregen, ſondern auch zu unterhalten.

Daher iſt kein Gedicht ſangbar, in welchem ein lebendiges Gefühl erſt als Reſultat des Ganzen hervorgeht, in welchem der Totaleindruck ſich aus Elementen zuſammenſetzt oder ſich allmälich entwickelt, in welchem das Gefühl erſt geboren wird, und nicht gleich von vorn herein da iſt; denn erſt das geborne Kind kann ſeine Glieder regen und ſeine Stimme hören laſſen. Rückerts meiſte und ſchönſte Gedichte pflanzen das Gefühl nicht ſchon in Blättern und Blüten entwickelt in das Gemüth ein, ſondern ſtecken es wie einen quellenden Kern, der ſich nun erſt im Gemüth entwickelt; ſein Lied fängt oft erſt an, wenn ſeine Worte zu Ende ſind; Müllers Lied fängt mit der erſten Zeile an, und iſt auch freilich mit der letzten Zeile zu Ende.

Die Gegenſtände, welche Müller am liebſten zum Thema ſeiner Lieder macht, ſind die Liebe, der Schmerz, die Freude, die Behaglichkeit und Thätigkeit eines wandernden Handwerkers, Muſikanten, Schäfers, Jägers, Zechers. Freilich hat Müller nicht einmal verſucht, dieſen ein ideales Gewand umzuhängen; vergebens ſucht man einen Göthiſchen Fiſcher, ein Heiniſches Fiſchermädchen, einen Uhlandſchen Schmidt darunter; ſein Mül-

Digitized by Google

lerknecht hat nur einen gewöhnlichen Sonntagsrock an und ſein Zecher nicht undeutlich eine rothe Naſe. Was ſich in Müllers Liedern darſtellt, iſt nur das Alltägliche, Gewöhnliche, aber es ſtellt ſich mit einer, wenigſtens unter den Deutſchen nicht alltäglichen Munterkeit, Ungezwungenheit und Friſche dar, welche nicht verfehlt, den gleichen Eindruck im Gemüthe deſſen zu reproduciren, dem die Anlage dazu noch nicht erſtorben iſt. Die Poeſie iſt freilich mächtigerer Leiſtungen fähig, aber diejenige Poeſie, welche dieſe größern Leiſtungen hervorbringt, iſt nicht zugleich fähig, dieſe kleinen zu vollbringen, die doch auch nicht nur berechtigt, ſondern ſelbſt gefordert ſind. Denn die Poeſie ſoll für jeden etwas haben, etwas für ſeinen Standpunkt Verſtändliches, Wahres, Förderndes; und ſo würden für manche Altersſtufe, manchen Stand, manche Stimmung, manche Umgebung Müllers Lieder mehr werth ſeyn, als Göthes und Uhlands und Rückerts, wenn gleich dieſes Alter, dieſer Stand, dieſe Stimmung ſelbſt noch auf einer tiefern Stufe ſtehen, als die, welchen jene genügen.

Indem ich die Handwerkslieder Müllers durchgehe, fällt mir die Frage ein, worin es liegt, daß nur gewiſſe Handwerke und Beſchäftigungen einer poetiſchen Auffaſſung fähig ſind, andre nicht. Es ſcheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Reiche der Poeſie gar nicht braucht, denn ein Schuſter, Schneider und Gelehrter würden, wo ſie ſich nur darin blicken laſſen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fiſcher, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger faſt mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in

Digitized by Google

der Natur und an der Natur arbeiten, von der Poeſie, die trotz ihres Namens Kunſt ja eigentlich nur der unſichtbare Geiſt der Natur iſt, den wir unter manchen Bildern anbeten, gern geſehen ſind, alle Stubenhocker dagegen, welche, ſei es nun Leder, Lappen oder Ideen zuſchneiden, von ihr verachtet und gehänſelt werden. Sie macht in dieſer Hinſicht ſogar feine und intereſſante Unterſchiede. Ein herumziehender Fiedler, der in Dorfſchenken und unter freiem Himmel aufſpielt, eine Dirne oder ein junger Burſch, die ihren Waldgeſang ſingen, ſind ihr willkommne Muſikanten; ja man hört blos ſolche Muſik in ihrem Reiche; von einem Stadtmuſikus, einer Kammerſängerin, einem Conzert von Flöten und Geigen, die doch alle der Poeſie den Hof machen, mag ſie nichts wiſſen. Selbſt der Bettler, deſſen Obdach ein Baum iſt, iſt poetiſch, wenn ſeine Lumpen nicht gar zu unreinlich ſind. Freilich kommt es noch auf Mehreres an. Alles Träge und Kriechende iſt der Poeſie verhaßt, weil in der Natur ſelbſt nur das Gemeine und Faule kriecht oder ſtill ſteht. Daher iſt der Fuhrmann nur halb poetiſch, weil er gar zu ſchneckenähnlich mit ſeinem Wagen fortzieht, der Poſtillon aber ganz poetiſch, der raſch in die Weite fliegt, freilich auch deßhalb, weil jener nur Waaren, dieſer aber uns ſelbſt fährt, und er würde es noch mehr ſein, wenn nicht ſeine Livree an den Mangel ſeiner Freiheit erinnerte. Dem Schäfer verzeiht die Poeſie ſeine Trägheit nur deshalb, weil er ſo ununterſcheidbar zur Natur zu gehören ſcheint, wie etwa ein Bach, ein Baum oder die Heerde ſelbſt; übrigens ſind es doch auch mehr die etwas anders beſchaffenen Schäfer aus dem Alter-

Digitized by Google

thume, als die aus unſern jetzigen hochveredelten Schäfereien, welchen die Poeſie hold iſt. Der Schmidt iſt poetiſch, weil er mit zwei Elementen, dem Eiſen und Feuer verkehrt, weil ſeine Producte meiſt wieder zum Verkehr mit der Natur dienen, und weil er bei ſeiner Arbeit mächtig ausholt und zuſchlägt; den Uhrmacher, der das durch die Kunſt ſchon der Natur Entfremdete durch neue Zuſammenſetzung und Verfeinerung ihr noch ferner rückt, kennt aber die Poeſie nicht einmal dem Namen nach. Eines der ſchlechteſten Objecte der Poeſie iſt jedenfalls ihr Subject, der Dichter ſelbſt in ſeinem Thun und Treiben, auch ſogar wenn er in der Natur herumgeht oder herumſitzt und die ſchönſten Sträußer aus Blumen, Sonnen und Wonnen flicht. Die Dichtkunſt will Geſtalten von anſchaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben iſt aber nicht an ihm, ſondern in ihm ſpürbar, er erſcheint äußerlich nur als ein fauler Müſſiggänger mit Frack und Weſte wie andere Stadt-Leute. Ein Bänkelſänger iſt daher viel poetiſcher, als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt. Aber das Innere des Dichters, dieſe lebendige Natur in der Natur, worin es quillt und wogt und ſtrebt und blitzt, vermag ſich gar wohl poetiſch herauszuſtellen; ich kanns nicht beſſer beweiſen als durch folgenden Anfang eines Rückertſchen Gedichtes.

Es iſt kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Iſt eine Herrlichkeit.

Digitized by Google

Der Jäger in den Wäldern
Iſt vollends eine Luſt.
Den Landmann in den Feldern
Trag ich in meiner Bruſt.

Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hauſe bringt,
Der Prieſter, der die Pſalmen
Für die Gemeinde ſingt.

Der Bergmann mit der Zither
Bewegt das Gold im Schacht.
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt ſich in der Schlacht.

Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Fluth.
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wenn alles ruht. u. ſ. w.

Noch folgende Bemerkung fällt mir bei Müllers Handwerksliedern ein. Gemeiniglich haben Handwerkslieder etwas Hergebrachtes. In den Müllerliedern wird in der Regel jemand gefoppt; den poetiſchen Müllerstöchtern iſt nicht über den Weg zu trauen und auch unſer Müllerſcher Müller hat das erfahren müſſen; dem Jäger ſchwebt immer das lichte Bild vor; dem Schäfer wird immer gar zu weh und entweder ſieht er den Berg herauf oder herunter; und der Fiſcher erſäuft regelmäßig zuletzt. Dieß liegt nun wohl theils in der Natur dieſer Handwerke ſelbſt, theils in Göthe, der dieſe Natur gut aufgefaßt hat, und durch den die Deutſchen nun ihrerſeits die Natur wieder gut aufzufaſſen ſich bemühen.

Digitized by Google

Zum Belege mögen z. B. folgende Stellen aus Schäferliedern von Müller hier ſtehen.

Schauſt Du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht, (Wanderlieder
Tief unten brennt ein Feuer, I. 114.)
Wo Dein Geliebter wacht.

Gehüllt in meinen Mantel,
Den Spieß an's Herz gedrückt, (Wanderlieder
Schau ich empor zum Berge I. 116.)
Und träume mich beglückt.

Wenn auf dem höchſten Fels ich ſteh',
In's tiefe Thal hernieder ſeh', (Wanderlieder
Und ſinge — II. 3.)

Wie man in den Handwerksliedern Müllers nirgends unter dem Kittel einen verkleideten Philoſophen ſuchen darf, ſo iſt auch in ſeinen zahlreichen Weinliedern nicht verſucht, dem Wein eine edlere Bedeutung abzugewinnen, als daß er gut ſchmeckt und den Menſchen luſtig macht. Deshalb werden aber auch dieſe Lieder einem wahren Weintrinker immer am willkommenſten ſein, weil man, man mag über den Wein ſagen, was man will, doch beim Trinken ſelbſt immer nur dieſe beiden Entzwecke zu haben pflegt. Wenn ein Trinker feſt ſitzt und ſich ganz behaglich in ſeinem Genuſſe fühlt, ſo greife er zum Geſange nur nach Müllers Liedern; hat er es vorher blos unbewußt gefühlt, daß die ganze Welt doch nichts gegen eine Flaſche guten Wein's ſei, ſo wird er es hier mit Gründen ausgeſprochen finden, wie ſie nur eben ſein

Digitized by Google

müſſen, um einen, der eben im Rauſch iſt, auf das Genügendſte zu überzeugen. Man kann freilich noch ganz andere und beſſere Dinge im Wein finden, als Müller hineingelegt hat, und es wird daher auch noch andere und ſchönere Weinlieder geben können; nur wird nicht jeder Trinker Luſt haben ſie zu ſingen.

Was einen großen Theil von Müllers Liedern beſonders auszeichnet, iſt eine Art naiver Pointe, die ſich darin findet, aber mehr kitzelt als ſticht. Man kann Müllers Liederſammlung mit einem ſchwärmenden Bienenſtocke vergleichen, einem leichten Volke, was nur im heitern Tage fliegt, nur von Blumen Honig nippt und keine Früchte einträgt, und jedes Bienchen hat neben dem Honigrüſſel noch einen kleinen Stachel, nur keinen ſo böſen. Am ſelbſtſtändigſten hat ſich das Talent zu ſolchen Pointen in ſeinen lyriſchen Spaziergängen hervorgethan, worin ſich die vortrefflichſten Epigramme finden, freilich auch darunter ſpielige und geſuchte. Wo alles zur Spitze geſchnitten werden ſoll, ſchneidet man ja auch wohl einmal die Spitze ſelbſt weg. Auch in ſeinen eigentlich lyriſchen Gedichten artet nicht ſelten die Tändelei in Spielerei aus, ja manche darunter ſind faſt blos läppiſch. Dafür ſind manche von Schiller blos ſchwülſtig, manche von Göthe faſt blos trivial, manche von Heine faſt blos unſauber, und manche von Uhland überhaupt gar ſchwach.

Vielleicht mehr Ruf noch als durch ſeine übrigen Lieder, die ich, als die Mehrzahl bildend, bisher hauptſächlich im Auge gehabt, hat übrigens Müller durch ſeine Griechenlieder erworben; ja wo man ihn noch nennt, nennt man ihn gewöhnlich als den Sänger derſelben.

Digitized by Google

Ich finde dieſe Lieder ſehr ſinnreich; allein ich läugne nicht, daß Lieder im Charakter eines Volkes außerhalb des Volks über nicht ſelbſt erlebte Thaten gedichtet, mir doch im glücklichſten Falle nur erſcheinen wie Portraits nach Beſchreibungen entworfen. Was auch der Maler für Kunſt aufwenden möge, doch iſt man überzeugt, ſie ſeien nicht getroffen. Als einen andern Beleg hierzu will ich Stieglitz anführen; als ein Beiſpiel dagegen indeß will ich Rückert gelten laſſen.

2.
Studien über Diderot.

Von

Karl Roſenkranz.

Es dauert lange, bevor ein großer Mann nach ſeiner ganzen Bedeutung begriffen wird. Diderot gehört, wie ich ſchon bei einer frühern Gelegenheit auseinandergeſetzt habe*), zu den Naturen, die erſt jetzt ihrem höheren Verſtändniß reif werden. Karl Mager in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur, Schloſſer, obwohl er zu ſehr da, wo er in ihm nicht gerade Waffen für ſeinen Voſſianismus findet, den Schwätzer in ihm ſieht, in dem zweiten Theil ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, haben ſo eben Diderot diejenige Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ihm wahrhaft gebührt. Hegel hat ſchon in der Phänomenologie des Geiſtes in dem Abſchnitt, der von der Bildung des ſich entfremdeten Geiſtes handelt und die geiſtreiche Zerriſſenheit, die ſich im Aus-

*) Vgl. Dioskuren, herausg. v. Mundt, Bd. I. S. 67 flgd.

Digitized by Google

ſprechen ihrer Zuſtände zu befriedigen ſucht, mit den ergreifendſten Zügen ſchildert, beſtändig den damals gerade erſchienenen Dialog von Rameau's Neffen im Auge gehabt und einige Stellen daraus wörtlich eingeflochten. Lerminier hat in ſeinem Werke de l'influence de la philosophie du XVIII siècle sur la legislation et la sociabilité du XIXme, chap. IX eine brillante, von Mager hochgeſtellte Schilderung Diderots gegeben. Aber Lerminier ſelbſt ſtellt die von St. Beuve, critiques et portraits littéraires II, 1832, p. 119 — 169 als die trefflichſte hin. Lange ſchon mit Diderot beſchäftigt, aber durch tauſendfache andere Arbeit immer von ihm zurückgeworfen, erlaube ich mir, als Weiterführung des früheren Aufſatzes und mit dem Vorbehalt noch fernerer Mittheilungen über dieſen Stoff eine Ueberſetzung des St. Beuve'ſchen Portraits zu geben. Man glaube nicht, daß dies überflüſſig ſei, denn in Deutſchland iſt dieſe Charakteriſtik, die ſo ſehr bekannt zu ſein verdient, kaum dem Namen nach einheimiſch. St. Beuve ſchreibt ſehr durchdacht, geräth aber in ſeinem Streben nach Periodicität zuweilen in ſolche Einſchachtelung von Satz in Satz, daß öfter eine Vereinfachung nöthig wurde. Auch wird er im Streben nach prägnanter Individualiſirung mitunter bis an die Grenze der Affectation geführt. Nichts deſtoweniger bleibt ſeine Arbeit eine ganz außerordentliche, mit der ſich zu befreunden es ſich gewiß lohnt und die ich in unſere Literatur, welche mit der franzöſiſchen jetzt ein Dioskurenwechſelleben angeſponnen hat, einzuführen mir zur Ehre rechne.

Von großen Schriftſtellern habe ich immer die Correſpondenzen, Unterhaltungen, Einfälle, alle Einzelheiten des Charakters und der Sitten, mit Einem Wort, die Biographie, geliebt; beſonders wenn eine ſolche vergleichende Biographie noch von keinem Anderen entworfen iſt und man ſie noch auf ſeine eigene Rechnung zu geſtalten hat. Man ſchließt ſich auf ein paar Wochen mit den Schriften eines berühmten Todten, eines Dichters oder Philoſophen, ein; man ſtudirt ihn, kommt immer auf ihn zurück, befragt ihn in völligſter Muße: er muß uns Stand halten. Es iſt beinahe ſo, als brächte man vierzehn Tage auf dem Lande zu, um das Portrait oder die Büſte eines Byron, Scott oder Goethe zu verfertigen. Nur iſt man mit ſeinem Modell bequemer daran. Die vertrauliche Nähe fordert freilich etwas mehr Aufmerkſamkeit, gewährt aber dafür auch mehr Familiarität. Jeder Zug fügt ſich an Ort und Stelle ein und nimmt in der Phyſiognomie, die man zu reproduciren verſucht, von ſelbſt Platz, wie im Rahmen einer ſchönen Nacht jeder allmälig dem Blick erſcheinende Stern auf ſeinem Punct leuchtet. Dem flachen, unbeſtimmten, allgemeinen Typus des erſten Ueberblicks miſcht und incorporirt ſich ſtufenweiſe eine individuelle, ſcharfe, mehr und mehr betonte, lebenſtrahlende Realität. Man fühlt die Aehnlichkeit entſtehen. Der Tag, der Augenblick, wo man den familiären Tic, das offenbarungsreiche Lächeln ergriffen hat, den unerklärbaren Riß, die geheime, ſchmerzliche Narbe, die ſich umſonſt unter den ſchon dünngeſäeten Haaren verbirgt, — in dieſem Moment geht die Analyſe in der Schöpfung unter: das Bild ſpricht und lebt, man hat den Menſchen gefunden. Dieſe

Digitized by Google

Gattung ſtiller Studien wird immer Vergnügen machen und für das, was ein lebendiges und reines Gefühl daraus ſchöpfen kann, wird immer Raum ſein. Geſchmack und Kunſt werden ſtets auch den kürzeſten und individuellſten Werken Dauer und angemeſſenes Daſein verleihen, wenn ſie, ſollten ſie auch nur einen beſchränkten Theil der Natur und des Lebens ausdrücken, mit jenem diamantenen Siegel der Einzigkeit bezeichnet ſind, deſſen Stempel man von vornherein erkennt, das ſich unveränderlich, keiner Vervollkommnung fähig, durch die Jahrhunderte hin überliefert und das zu erklären oder nachzumachen man ſich vergeblich bemühen würde. Die Revolutionen erſchüttern die Völker und laſſen die Könige wie Mohnhäupter fallen; die Wiſſenſchaften vergrößern ſich, thürmen ſich auf; die Philoſophieen erſchöpfen ſich; aber die kleinſte, im Gehirn des Menſchen einſt aufgeknospete Perle, iſt ſie anders nicht durch die Zeit und die Barbaren verloren gegangen, glänzt noch heute wie in der Stunde ihrer Geburt. Man kann morgen ganz Aegypten und ganz Indien entdecken und im Herzen der alten Religionen leſen, die Ode Horazens an Lykoris wird darum nicht mehr nicht weniger eine der Perlen ſein, von denen wir ſprechen. Wiſſenſchaft, Philoſophie, Religion, mit ihren Tiefen, ihren oft unermeßlichen Abgründen, ſtehen daneben. Was thut das? Sie, die durchſichtige, einmal geborene Perle, erblickt ſich feſt auf der Höhe ihres Felſens an dem Ufer, welches dieſen unaufhörlich bewegten und veränderten Ocean beherrſcht. Nach jedem Sturm ſtrahlt ſie der Sonne feuchter, kryſtallklarer entgegen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Perle und der Ocean,

aus dem ſie einſt hervorging, nicht durch viele tiefe und geheimnißvolle Beziehungen verbunden wären, oder, mit andern Worten, daß die Kunſt von der Philoſophie, von der Wiſſenſchaft und den ſie umgebenden Revolutionen unabhängig ſei. O nein! Jedes Meer giebt ſeine Perlen; jedes Klima reift und färbt ſie verſchieden; die Muſcheln des Perſiſchen Golfs ſind nicht die von Island. Nur hat die Kunſt in der Kraft der ihr eigenen Zeugung etwas Fertiges, Abgeſchloſſenes, das in einem gegebenen Augenblick hervorbringt und deſſen Frucht nicht ſtirbt. Kein Niveau verändert, keine Woge vergrößert es; man kann es nicht nach Gewicht oder Elle meſſen und mitten in den ſchnellſten Strömen organiſirt es eine Anzahl von großen und kleinen, deren beſte und auserwählteſte, einmal den Wellen enthoben, nie wieder dahin zurückkehren können. Das muß die Künſtler tröſten und aufrechthalten, die in ſtürmiſche Tage geworfen ſind. Sie können immer etwas hervorbringen; wenig oder viel, das Weſentliche iſt, daß dies Etwas das Beſte ſei und in irgend einem Winkel das ſorgfältig eingegrabene Merkzeichen der Ewigkeit an ſich trage. Dies mußten wir ſagen, bevor wir uns für die literariſche Kritik dem beſonderen Studium der Kunſt und der aufmerkſamen Prüfung der großen Individuen der Vergangenheit hingaben. Es ſcheint uns, als wenn ungeachtet des Lärms und der Bewegung der Welt ein Portrait von Regnier, Boileau, Lafontaine, André Chenier, eines jener Männer, die zu aller Zeit ſelten ihres Gleichen haben, auch heute noch ſo wenig ein kindiſches Unternehmen wäre, als vor einem Jahr. Indem wir diesmal Diderot, den Philoſophen und Künſtler, zu unſerem Gegenſtand

machen, indem wir uns in ſeine anziehende Nähe begeben, ihn ſprechen ſehen und in den vertrauteſten Stunden ſeine Gedanken vernehmen, ſo haben wir außer der Bekanntſchaft mit einem großen Mann noch den Gewinn, das traurige Schauſpiel der uns umgebenden Welt, ſo viel Elend und Drang in den Maſſen, eine ſo wüſte Kälte, einen ſo verzehrenden Egoismus in den höheren Klaſſen, die Regierungen ohne Ideen, ohne Größe, heldenmüthige Nationen, die man hinopfert, den unerſetzlichen Verluſt des Vaterlandsgefühls, den Rückfall der Religion in die Arena, von wo aus ſie die Welt zu überwinden hat, und die ſtets trübere Zukunft, die ein Ufer birgt, das immer noch nicht erſcheinen will, dies Alles auf einige Tage zu vergeſſen.

So war es nicht gerade zur Zeit Diderots. Das Werk der Zerſtörung begann damals in den philoſophiſchen und politiſchen Theorieen ſich lebhaft zu entwickeln. Der Zweck ſchien trotz der Schwierigkeiten des Augenblicks einfach. Die Hinderniſſe waren ſcharf geſondert. Mit erſtaunlicher Uebereinſtimmung, mit eben ſo nahen als unendlichen Hoffnungen ſtürmte man vorwärts. Diderot, ſo verſchieden aufgefaßt, iſt von allen Männern des achtzehnten Jahrhunderts der, in welchem die philoſophiſche Empörung mit ihren bedeutendſten Charakteren ſich am Vollſtändigſten zuſammennimmt. Mit der Politik beſchäftigte er ſich wenig und überließ ſie an Montesquieu, Jean Jacques und Raynal. Aber in der Philoſophie war er gewiſſermaßen die Seele und das Organ des Jahrhunderts, der vorzugsweiſe dirigirende Theoretiker. Jean Jacques war Spiritualiſt und auf Augenblicke eine Art

Digitized by Google

calviniſtiſcher Socianer. Er verläugnete Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie, Vervollkommnung. In allen dieſen Rückſichten ſtieß er mehr mit ſeinem Jahrhundert zuſammen, als daß er es in ſich ſpiegelte. In gar manchem Betracht war er in dieſer leichtfertigen, materialiſtiſchen, von ihrer eigenen Aufklärung geblendeten Geſellſchaft eine Ausnahme. D'Alembert war klug, umſichtig, nüchtern und mäßig in ſeinen Behauptungen, ſchwach und furchtſam von Charakter, ſkeptiſch in Allem, was über die Geometrie hinausging, mit doppelter Rede, einer für das Publicum und einer für das Privatleben, ein Philoſoph aus Fontenelles Schule, wogegen das achtzehnte Jahrhundert die Kühnheit auf der Stirn trug, die Indiscretion auf der Lippe, den Glauben im Unglauben, und, ausgelaſſen im Reden, Wahrheit und Irrthum mit vollen Händen ſpendete. Büffon fehlte es nicht am Zutrauen zu ſich und ſeinen Ideen, aber er verſchwendete ſie nicht. Er bearbeitete ſie im Stillen und theilte ſie nur von Zeit zu Zeit in einer prachtvollen Form mit, deren Glanz in ſeinen Augen das ſiegreiche Verdienſt war. Das achtzehnte Jahrhundert gilt mit Recht für fruchtbar an Ideen, für umgänglich und thatfertig. Es war Allen Alles und verſchmähete das Hauskleid nicht. Hatte es ſich im warmen Eifer der Rede, wenn es im Salon für oder gegen Gott ſprach, zu ſehr erhitzt, ſo machte ſich das gute Jahrhundert wahrhaftig nichts daraus, ſeine Perücke abzunehmen, und ſie, wie der Abbé Galiani, über die Lehne eines Armſtuhls aufzuhängen. Condillac, wegen ſeiner ſubtilen und ſcharfſinnigen Analyſen ſeit ſeinem Tode ſo oft belobt, lebte nicht im Herzen ſeiner Epoche und ſtellt

durchaus nicht die Fülle, die Bewegung, die Gährung derſelben dar. Einige berühmte Männer citirten ihn mit Auszeichnung, andere zollten ihm eine ziemlich dünne Achtung. Kurz, man beſchäftigte ſich wenig mit ihm und er hatte gar keinen Einfluß. Er ſtarb einſam, von einer Art Marasmus ergriffen, den die Vergeſſenheit erzeugte. Beurtheilt man die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts nach Condillac, ſo entſcheidet man ſich im Voraus, ſie in einer armſeligen Pſychologie beengt zu finden. Was man auch daraus mache, ſie war mehr als dies. Cabanis und Herr v. Tracy haben ſelbſt auf ihre Verbindung mit Condorcet mit redneriſcher Vorſicht hingewieſen. Was aber die metaphyſiſchen Begriffe von Grund und Zweck, Subſtanz und Urſach, ſo wie die phyſiologiſchen der Organiſation und Senſibilität anbetrifft, ſo hängen ſie weit enger mit Condorcet, mit Holbach und Diderot zuſammen; über dieſe Räthſel iſt Condillac ſtumm und über ſie gerade verzehrte ſich die Wißbegier ſeines Jahrhunderts. Voltaire war ein unermüdlicher Anführer, von einer bewundernswerthen Gewandtheit im Handeln; in dieſem Sinn war er praktiſcher Philoſoph, aber es kümmerte ihn wenig, eine Metaphyſik zu conſtruiren oder auch nur die damalige ihrem Umfang nach in ſich aufzunehmen. Er hielt ſich an das Klarſte, ſtürzte ſich in den Drang, faßte den rechten Punkt und verlor keinen ſeiner Streiche, indem er Götter und Menſchen aus der Ferne, wie ein Parther, mit ſeinen ſauſenden Pfeilen zerfleiſchte. In der unerbittlichen Laune ſeines geſunden Menſchenverſtandes ging er ſogar bis zum leichten Spott über die Arbeiten ſeiner Epoche, durch welche Chemie und Phyſiologie

die Myſterien der Zeugung aufzuklären ſuchten. Nächſt der Leibnitziſchen Theodicee ſchienen ihm die Aale Needhams eine der drolligſten Einbildungen, die man nur haben kann. Das philoſophiſche Vermögen des Jahrhunderts bedurfte daher zu ſeiner Individualiſirung eines Kopfes, der zum Auffaſſen geduldiger und ernſter war als der Voltaireſche, eines weniger engen und ausgedörrten Gehirns als Condillac. Er mußte mehr Ueberfluß, mehr friſches Leben und gediegene Erhebung beſitzen als Büffon, mehr Weite und entſcheidende Kraft als d'Alembert, eine enthuſiaſtiſche Sympathie für die Wiſſenſchaften, die Induſtrie und die Künſte, wie Rouſſeau ſie nicht hatte. Diderot war dieſer Menſch; Diderot, eine reiche und üppige Natur, allen Keimen zugänglich und ſie in ſeinem Buſen befruchtend, ſie faſt wie im Zufall durch eine unmittelbar thätige und verworrene Kraft umwandelnd; eine ungeheure, kochende Form, wo Alles brodelt und gährt; die damals am meiſten encyklopädiſche Capacität, aber eine gewaltſame Capacität, verſchlingend und belebend zugleich, Alles verſengend, was in ſie fällt und es in Flammenſtrömen, auch wohl Rauchſäulen, wieder nach Außen entſendend; Diderot, von einer Strumpfmaſchine, die er auseinander legt und beſchreibt, übergehend zu den Schmelztiegeln von Holbach und Rouelle, zu den Betrachtungen von Bordau; wenn er will, den Menſchen und ſeine Sinne ebenſo geſchickt zerlegend als Condillac und das ſprödeſte Haarfädchen verdoppelnd, ohne es zu zerbrechen, mit einem Mal wieder in den Schooß des Seins, des Raums, der Natur ſich verſenkend und in der geometriſchen Metaphyſik aus vollem Holz einige große Splitter hauend, einige

Digitized by Google

erhabene und lichtvolle Seiten ſchreibend, welche Malebranche und Leibnitz mit Stolz hätten unterzeichnen können, wären ſie nicht Chriſten geweſen; ein Geiſt voll Kühnheit und Conjectur, wechſelnd zwiſchen That und Traum, ſich wiegend auf einem majeſtätiſchen Egoismus, gut bis in ſeine Unordnung hinein, ein wenig myſtiſch in ſeiner Ungläubigkeit und dem, wie ſeinem Jahrhundert, um Harmonie zu haben, nichts fehlte, als ein göttlicher Strahl, ein fiat lux, eine ordnende Idee, ein Gott.

So mußte im achtzehnten Jahrhundert der Mann gemacht ſein, der in der Werkſtatt der Philoſophen den Vorſitz führen ſollte, das Haupt der noch ungeſchulten Denker, der die Macht hatte, ſie zu Volontairen zu organiſiren, ſie freimüthig zu necken, ſie durch ſeine hinreißende Wärme zur Verſchwörung gegen die noch beſtehende Ordnung aufzuregen. Zwiſchen Voltaire, Büffon, Rouſſeau und von Holbach, zwiſchen den Chemikern und Schöngeiſtern, zwiſchen den Geometern, Mechanikern und Literatoren, zwiſchen dieſen letztern und den Künſtlern, Bildhauern oder Malern, zwiſchen den Vertheidigern des alten Geſchmacks und den Neuerern, wie Sédaine, war Diderot das Band. Er war es, der ſie am beſten alle zuſammen und jeden für ſich verſtand, der ſie aufs wohlwollendſte ſchätzte, und ſie aufs Behaglichſte in ſeinem Herzen trug, der, mit dem Minimum von Perſonalität und Hinſicht auf ſich, aufs gefälligſte ſich von einem zum andern begab. Er war alſo am beſten geeignet, das lebendige Centrum, der Zapfen des Wirbels zu ſein und den Bund mit Eintracht, Begeiſterung und etwas Tumultuariſchem, Großartigen im Gang zum Angriff zu führen.

Der Kopf hoch und ein wenig kahl, die Stirn weit, die Schläfe offen, das Auge voll Feuer oder feucht von einer großen Thräne, der Hals nackt und wie er ſagt, aufgeknöpft, der Rücken gut und rund, die Arme der Zukunft entgegengeſtreckt; ein Gemiſch von Größe und Trivialität, von Emphaſe und Naturell, von ſtürmiſchem Aufbrauſen und menſchlichem Mitgefühl: ſo wie er war, nicht, wie Falconet und Vanloo ihn verderbt hatten, ſtelle ich ihn mir in der theoretiſchen Entfaltung des Jahrhunderts vor, ein würdiger Vorgänger jener Männer der That, die mit ihm Familienähnlichkeit haben, jener Häupter einer ohne Hochmuth aufſteigenden Verwandtſchaft, von einem mit Unreinheit befleckten Heroismus, ruhmvoll trotz ihrer Laſter, rieſenhaft im Handgemenge, im Grunde beſſer als ihr Leben: Mirabeau, Danton, Kleber.

Denis Diderot war zu Langres im October 1713 geboren. Sein Vater war Meſſerſchmidt. Seit zwei Jahrhunderten vererbte ſich dies Handwerk in der Familie mit den beſcheidenen Tugenden, der Frömmigkeit, dem Sinn und der Ehrbarkeit der alten Zeit. Der junge Diderot war das älteſte der Kinder und anfänglich dem geiſtlichen Stande beſtimmt, um einem Oheim, der Canonicus war, im Amte nachzufolgen. Frühzeitig brachte man ihn zu den Jeſuiten der Stadt, wo er reißende Fortſchritte machte. Dieſe erſten Jahre, dies Familien- und Kindheitsleben, die er ſich gern zurückrief und an mehreren Stellen in ſeinen Schriften geheiligt hat, hinterließen in ſeinem Gefühl tiefe Eindrücke. Zu Grandval 1760 bei dem Baron von Holbach, getheilt zwiſchen der verführeriſchſten Geſellſchaft und den Arbeiten der alten Philoſophie, die er für

Digitized by Google

die Encyklopädie redigirte, kamen ihm dieſe Umſtände in den Geiſt zurück, ſo daß er Thränen vergoß. Träumeriſch verfolgte er den Lauf ſeiner „trüben und krümmungvollen Landsmännin" der Marne, die er dort unter ſeinen Augen wieder fand, am Fuß der Hügel von Chonevière und Champigny. Sein Herz ſchwamm in Erinnerungen und er ſchrieb ſeiner Freundin, der Demoiſelle Voland: „Einer der ſüßeſten Augenblicke meines Lebens war vor dreißig Jahren, ich denke daran als wär' es geſtern geweſen, als mein Vater mich vom Collegium kommen ſah, die Arme mit den Preisgeſchenken beladen, die ich gewonnen hatte, die Schultern mit Kränzen belaſtet, die man mir zuerkannt hatte und die, zu breit für meine Stirn, über meinen Kopf gerutſcht waren. Wie er mich von Weitem erblickte, ließ er ſeine Arbeit, kam vor die Thür und fing an zu weinen. Das iſt etwas Koſtbares, einen wohlhabenden und ſtrengen Mann weinen zu ſehen." Madame v. Vandeul, Diderots einzige und ſo geliebte Tochter, hat uns mehrere Anekdoten aus der Kindheit ihres Vaters hinterlaſſen, die wir nicht wiederholen wollen und welche alle von der Lebhaftigkeit der Eindrücke, von dem Uebermuth und dem gutmüthigen Leichtſinn dieſer jungen, frühreifen Natur Zeugniß ablegen. Unter den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts hat Diderot das Eigene, eine F a m i l i e beſeſſen zu haben, eine durchaus bürgerliche Familie, die er zärtlich liebte und um die er ſich mit Hingebung, Herzlichkeit und Theilnahme bekümmerte. Modephiloſoph und ein berühmter Mann, hatte er immer noch ſeinen guten Vater, den Schmid, wie er ſagte, ſeinen Bruder den Abbé, ſeine haushälteriſche Schweſter,

Digitized by Google

ſeine theure kleine Tochter Angelica; er ſprach von ihnen allen köſtlich und ruhete nicht eher, als bis er ſeinen Freund Grimm nach Langres geſchickt hatte, ſeinen alten Vater zu umarmen. Bei Jean Jacques, d'Alembert, dem Grafen von Büffon, oder bei dieſem nämlichen Herrn von Grimm oder Herrn Arouet von Voltaire habe ich durchaus keinen ähnlichen Zug geſehen.

Die Jeſuiten ſuchten Diderot an ſich zu ketten. Er hatte eine Ader voll glühender Andacht. Gegen das zwölfte Jahr bekam er die Tonſur. Eines Tags verſuchte man ſogar ihn von Langres zu entführen, um bequemer über ihn gebieten zu können. Dies kleine Ereigniß beſtimmte ſeinen Vater, ihn nach Paris zu bringen, in das Collegium von Arcourt. Der junge Diderot zeigte ſich hier als einen guten Schüler und beſonders als einen trefflichen Cameraden. Man erzählt, daß er mit dem Abbé von Bernis damals mehr als einmal im Wirthshaus die Perſon zu ſechs Sous ſpeiſte. Als er ſeine Studien beendet hatte, trat er bei einem Procurator, Herrn Clement von Ris, ſeinem Landsmann, ein, das Recht und die Geſetze zu ſtudiren, was ihn jedoch bald langweilte. Dieſer Widerwille gegen die Chicane überwarf ihn mit ſeinem Vater, der das Bedürfniß fühlte, ein ſo leidenſchaftliches Naturell durch Studium zu zügeln und zu kaſteien und der in ihn drang, entweder irgend einen Stand zu wählen oder unter das väterliche Dach zurückzukehren. Aber der junge Diderot fühlte ſchon ſeine Kräfte und ein unwiderſtehlicher Beruf entriß ihn den gewöhnlichen Wegen. Er wagte es, dieſem guten Vater, den er verehrte, ungehorſam zu ſein und allein, ohne Anhalt, entzweiet mit

Digitized by Google

ſeiner Familie, obſchon ihn die Mutter von Zeit zu Zeit unter der Hand unterſtützte, auf den Tag eingemiethet und täglich zu ſechs Sous ſpeiſend, ſo verſucht er es, ſich für ſeine Studien eine unabhängige Exiſtenz zu gründen. Die Geometrie und das Griechiſche beſchäftigen ihn leidenſchaftlich und er träumt vom Ruhm des Theaters. Unterdeſſen waren ihm alle Arten von Arbeit recht, die ſich ihm darboten. Das Metier eines Journaliſten, wie wir es kennen, beſtand damals noch nicht, ſonſt wär' es das ſeinige geweſen. Eines Tags trug ihm ein Miſſionar ſechs Predigten für die Portugieſiſchen Colonieen auf und er verfertigte ſie. Er verſuchte es als Hauslehrer bei den Söhnen eines reichen Financiers, aber dies Leben voller Unterwürfigkeit war ihm ſchon nach drei Monaten unerträglich. Seine ſicherſte Hülfsquelle war der Unterricht in der Mathematik. Er lernte ſelbſt, indem er Andere unterwies. Mit Vergnügen findet man in Rameau's Neffen den „grauen Flausrock" wieder, womit er „im Sommer in der Seufzerallée des Luxemburg" ſpazieren ging, und wie er von hier über das Pflaſter von Paris hintrabt „mit zerriſſenen Manchetten und Strümpfen von ſchwarzer Wolle, die hinten mit weißen Fäden geflickt waren." Er beklagte ſpäterhin ſo beredt „ſeinen alten Schlafrock"; wie mußte er nicht dieſen Flausrock beklagen, der ihm ſein ganzes Jugendleben mit ſeinem Elend und ſeinen Prüfungen wieder darſtellte! Wie ſtolz würde er ihn in ſeinem vom neueſten Luxus ſtrahlenden Cabinet aufgehängt haben! Wie würde er beim Anblick einer ſolchen Reliquie, wie er ſie ſo gern hatte, mit vollkommenem Recht ausgerufen haben: „Sie bringt mir meinen

erſten Zuſtand zurück und der Stolz ſteht ſtill beim Eintritt in mein Herz. Nein, mein Freund, ich bin nicht verdorben. Meine Thür öffnet ſich ſtets dem Bedürfniß, das ſich an mich wendet; es findet in mir dieſelbe Zugänglichkeit. Ich höre es an, rathe, bedaure es. Meine Seele hat ſich nicht verhärtet; mein Kopf hat ſich nicht hochmüthig gereckt; mein Rücken iſt tüchtig und rund, wie vormals. Derſelbe freimüthige Ton, daſſelbe Gefühl. Mein Luxus iſt von friſchem Datum und das Gift hat noch nicht gewirkt.“ Und was hätte er nicht noch hinzugefügt, wenn der ewige Flausrock gerade der nämliche geweſen wäre, den er an jener Faſtnacht trug, wo er, aufs tiefſte niedergeſchlagen, erſchöpft vom Gehen, hinſtürzend vor Entkräftung, unterſtützt vom Mitleid einer Wirthsfrau, es eidlich gelobte, ſo lang er noch einen rothen Heller hätte, nie einen Armen von ſich zu weiſen und eher Alles zu geben, als ſeines Gleichen einen Tag lang ähnlichen Qualen auszuſetzen?

Seine Sitten waren in dieſem unbeſtimmten Leben nicht, wie man ſich etwa denken könnte. Aus einem Geſtändniß, das er an Demoiſelle Voland (T. II. p. 108) macht, ſieht man den Abſcheu, den er ſchon früh vor leichtfertigen und gefährlichen Vergnügungen bekam. Dieſer junge, verlaſſene, bedrängte, feurige Menſch, deſſen Feder hinterher in den Ruf der Unreinheit kam, er, der, wie er ſelbſt bezeugt, ſeinen Petron ziemlich gut inne hatte und drei Viertel von den ſchändlichen Madrigalen Catull's ohne Erröthen herſagen konnte, dieſer junge Mann entkam der Corruption des Laſters und rettete in der Epoche der heftigſten Gewalt der Triebe die Schätze

ſeiner Sinne und die Illuſionen ſeines Herzens. Dieſe Wohlthat verdankte er der Liebe. Das junge Mädchen, das er liebte, war ſehr zurückgekommen, eine arme Arbeiterin, die mit ihrer Mutter ſich ehrlich vom Erwerb ihrer Hände ernährte. Diderot lernte ſie als Nachbarin kennen, verliebte ſich in ſie bis zur Tollheit, verlobte ſich mit ihr und heirathete ſie trotz der ökonomiſchen Einwendungen der Mutter. Doch vollzog er die Heirath im Geheimen, um dem Widerſtand ſeiner eigenen Familie auszuweichen, die er durch falſche Berichte täuſchte. Jean Jacques hat in ſeinen Bekenntniſſen über Diderots Annette ſehr ſchnöde geurtheilt und zieht ihr ſeine Thereſe bei weitem vor. Ohne etwas über die Gefährtinnen der beiden großen Männer auszuſprechen, ſo ſcheint es in der That, daß Madame Diderot, obwohl im Grunde eine gute Frau, doch einen trätſchigen Charakter, einen gewöhnlichen Geiſt und eine ordinaire Erziehung hatte, unfähig ihren Mann zu verſtehen und ſeiner Neigung zu genügen. Alle dieſe ſchlimmen Uebelſtände, welche die Zeit entwickelte, verſchwanden damals in dem Glanz ihrer Schönheit. Diderot hatte mit ihr vier Kinder, von denen nur ein einziges, eine Tochter, am Leben blieb. Nach einem ihrer erſten Wochenbetten ſchickte er die Mutter und ohne Zweifel auch den Säugling nach Langres zu ſeiner Familie, die Verſöhnung zu erzwingen. Dies ſympathetiſche Mittel gelang. Alle Vorurtheile, die Jahre hindurch gedauert hatten, verſchwanden in vier und zwanzig Stunden. Von neuen Sorgen bedrückt, ſchwierigen Arbeiten hingegeben, für den Sold der Buchhändler einige Engliſche Werke, eine Griechiſche Geſchichte und

ein Dictionnaire der Medicin überſetzend und ſchon an die Encyklopädie denkend, enttäuſchte ſich Diderot ſchnell über dieſe Frau, für die er ſeiner Zukunft ſo großes Unrecht angethan hatte. Madame von Puiſieur, ein anderer Irrthum, während ſechs Jahre, Mademoiſelle Voland, die einzig ſeiner Wahl würdige, während der ganzen zweiten Hälfte ſeines Lebens, vorübergehend einige Frauen wie Madame von Prünevaur, knüpften enge Verbindungen mit ihm, welche gleichſam das Gewebe ſeiner innern Exiſtenz ausmachten. Madame von Puiſieur war die erſte; kokett und bedürfnißvoll, vermehrte ſie Diderots Verlegenheiten und für ſie überſetzte er den Verſuch über das Verdienſt und die Tugend, für ſie ſchuf er die philoſophiſchen Betrachtungen, die Interpretation der Natur, den Brief über die Blinden und die **Bijoux indiscrets**, eine beſſer paſſende und weniger ſtrenge Opfergabe. Madame Diderot, von ihrem Mann vernachläſſigt, beſchränkte ſich nach ihrem niederen Geſchmack. Sie hatte ihre kleine Welt, ihre kleinen Umgebungen und Diderot feſſelte ſich erſt ſpäter an die Häuslichkeit durch die Erziehung ſeiner Tochter. Man wird unter ſolchen Umſtänden einſehen, wie derjenige unter den Philoſophen des Jahrhunderts, der in Geſinnung und That die Sittlichkeit der Familie am meiſten darſtellte, der die Verhältniſſe eines Vaters, eines Sohnes und Bruders mit frommſter Sorgfalt pflegte, zugleich einen ſo gebrechlichen Begriff von der Heiligkeit der Ehe hatte, die doch am Ende der Knoten des Ganzen iſt. Man wird einſehen, unter welcher perſönlichen Inſpiration er den Otaheiter in dem Supplement zur Reiſe von Bou-

Digitized by Google

gainville ſagen läßt: „Scheint Dir etwas unſinniger, als ein Geſetz, das die Veränderung in uns verbannt, welches eine unmögliche Beſtändigkeit heiſcht und die Freiheit des Mannes wie des Weibes verletzt, indem es ſie für immer aneinander kettet; als eine Form, welche den eigenſinnigſten Genuß auf daſſelbe Individuum beſchränkt; als ein Eid der Unwandelbarkeit von zwei Weſen von Fleiſch im Angeſicht eines Himmels, der keinen Augenblick der nämliche iſt, unter Höhlen, welche den Einſturz drohen, am Fuß eines Felſens, der in Staub zerfällt, am Fuß eines Baumes, der berſtet, auf einem Stein, der erzittert?" Es war ein ſonderbares und übrigens bei ſeiner naiven und anſteckenden Exaltation doch ſehr erklärliches Geſchick Diderots, in ſeinem Leben Gefühle empfunden oder erweckt zu haben, welche mit dem wirklichen Verdienſt der Perſonen durchaus nicht in Verhältniß ſtanden. Seine erſte und heftigſte Liebe verknüpfte ihn auf immer mit einer Frau, die gar keinen reellen Bezug zu ihm hatte. Seine heftigſte Freundſchaft, die eben ſo leidenſchaftlich wie eine Liebe war, hatte zu ihrem Gegenſtande Grimm, einen feinen Schöngeiſt, witzig, angenehm, aber ein ſelbſtſüchtiges und trockenes Herz. Endlich die heftigſte Bewunderung, die er erregte, war die Naigeon's, Naigeon's, der ein eben ſolcher Fetiſchdiener ſeines Philoſophen war, als Broſſetta ſeines Poeten, eine Art von Maulaffenſchüler, ein fanatiſcher Famulus des Atheismus. Diderot vergriff ſich alſo in der Wahl ſeiner Frau, ſeines Freundes und Schülers; Lafontaine hätte nicht unglücklicher ſein können als er; doch ſcheint er, abgeſehen von dem Capitel mit der Frau, ſeiner Mißgriffe niemals ſelbſt inne geworden zu ſein.

Digitized by Google

Jeder Mann von großem Talent, wenn er demſelben Bahn machen kann, iſt ſeinem Jahrhundert und der Menſchheit für ein Werk verantwortlich, das mit den allgemeinen Bedürfniſſen der Epoche in Beziehung ſteht und den Fortſchritt beſchleunigen hilft. Worin auch ſein beſonderer Geſchmack, ſeine Laune, ſeine Trägheit, ſeine Phantaſie in Nebenwerken beſtehen möge, er iſt der Geſellſchaft ein öffentliches Denkmal ſchuldig, will er ſich nicht durch ein Verkennen ſeines Berufs, durch ein Verzetteln ſeines Geſchicks beſtrafen. Montesquieu hat durch ſeinen Geiſt der Geſetze, Rouſſeau durch ſeinen Emile und den Contrat social, Büffon durch die Naturgeſchichte, Voltaire durch die Geſammtheit ſeiner Arbeiten, dieſem heiligen Geſetz des Genie's, kraft deſſen es ſich dem Fortſchritt der Menſchheit widmet, Zeugniß gegeben; Diderot, was man auch obenhin von ihm geſagt habe, nicht weniger. Man geſteht ihm ſchließlich humoriſtiſche Phantaſieen, Einfälle eines unvergleichlichen Witzes, warme Skizzen, reiche Darlehen ohne Anſpruch auf Rückerſtattung in den Werken und unter dem Namen ſeiner Freunde zu; die Gabe, Romane, Briefe, Schwätzereien, Erzählungen zu ſchreiben, die kleinen Papiere, wie er ſie nannte, d. h. die kleinen Meiſterſtücke, das Fragment über die Frauen, la Religieuſe, Madame de la Pomerain, Mademoiſelle la Chaux, Madame de la Carlière, die Erben des Pfarrers von Thivot; — woran wir uns hier halten, ihn aufrecht zu halten, das iſt ſein ſocialer Titel, ſein Denkmal, die Encyklopädie! Anfänglich ſollte ſie nur eine revidirte und vermehrte Ueberſetzung des Engliſchen Dictionnaire's von Chalmers ſein, eine Buchhändler=

Digitized by Google

ſpeculation. Diderot faßte zuerſt den kühnen Plan eines univerſellen Repertoriums der menſchlichen Kenntniß ſeiner Epoche. Fünf und zwanzig Jahre ſetzte er an die Ausführung. Er war eigentlich der lebendige Eckſtein dieſer Collectivconſtruction von Innen und auch der Zielpunct aller Verfolgungen, aller Drohungen von Außen. D'Alembert, der ſich hauptſächlich des Gewinnes halber angeſchloſſen hatte, und deſſen ſinnreiche Vorrede für die, welche nur Vorreden leſen, viel zu ſehr den großen Ruhm des Ganzen hingenommen hat, ließ das Unternehmen mitten im Gange in Stich und ließ Diderot ſich mit der Erbitterung der Frommen, mit dem Kleinmuth der Buchhändler und einem ungeheuren Zuwachs an Redactionsarbeit herumſchlagen. Dank ſei es ſeiner verſchwenderiſchen Thätigkeitsluſt, der Univerſalität ſeiner Kenntniſſe, dieſer vielfältigen Leichtigkeit, die er ſich früh in bedrängter Lage erwarb; Dank vor Allem dieſem moraliſchen Talent, ſeine Arbeiter um ſich herum aufzureizen und zu begeiſtern, er beendigte dies kühne Gebäude, von einer eben ſo drohenden als geregelten Maſſe. Sucht man den Namen des Baumeiſters, ſo muß man den ſeinigen daran leſen. Diderot kannte beſſer als irgend einer die Mängel ſeines Werks. Er übertrieb ſie gegen ſich ſogar in Rückſicht auf die Zeit und, da er ſich für die Künſte, für die Geometrie, das Theater, geſchaffen glaubte, ſo beklagte er zuweilen ſein Leben als in einer Angelegenheit von ſo geringem Nutzen und ſo zweideutigem Ruhm verloren. Auch war er für Kunſt und Geometrie wunderbar organiſirt, ich läugne es nicht, aber, wie er ſelbſt bemerkt, es vollzog ſich damals eine große Revolution, die in den Wiſſen-

ſchaften, welche mit der höheren Mathematik und der metaphyſiſchen Betrachtung zuſammenhängen, ſich vollendete, um ſich auf die Moral, auf die Bellettriſtik, die Naturgeſchichte, Experimentalphyſik und Induſtrie auszudehnen. Ueberdies waren die Künſte im achtzehnten Jahrhundert von ihrem höheren Zweck fälſchlich abgewandt und dazu erniedrigt, als philoſophiſches Sprachrohr oder als Kampfwaffe zu dienen. Unter ſolchen Umſtänden war es für Diderot ſchwer, einen nützlichern, würdigern und dankenswerthern Gebrauch ſeiner mächtigen Begabtheit zu machen, als indem er ſie der Encyklopädie widmete. Er nährte durch dies Culturwerk die Revolution, die er in den Wiſſenſchaften verkündete. Ich weiß übrigens, welche ſchwere Vorwürfe, die das ganze Jahrhundert treffen, dieſe Lobſprüche ermäßigen müſſen und ich unterſchreibe ſie gänzlich. Aber der antireligiöſe Geiſt, von welchem die Encyklopädie und die ganze damalige Philoſophie ausging, kann nicht ausſchließlich von unſerem heutigen Geſichtspunct aus beurtheilt werden, ohne faſt eben ſo viel Ungerechtigkeit, als man ihm Vorwürfe zu machen berechtigt iſt. Das Wort der Tagesordnung, das Kriegsgeſchrei: écrasons l'infâme!, ſo entſcheidend und unerbittlich es zu ſein ſcheint, verlangt von ſelbſt eine Analyſe und Auslegung. Ehe man der Philoſophie vorwirft, das wahre, ewige Chriſtenthum, die innere, wirkliche Lehre des Katholicismus, nicht verſtanden zu haben, muß man ſich erinnern, daß ſein Schatz damals einerſeits den ränkeſüchtigen und weltlichen Jeſuiten, andererſeits den wilden und finſtern Janſeniſten anvertraut war, daß dieſe von der Verſchanzung der Parlamente aus ihre unglück-

ſelige und düſtere Lehre von der Gnade durch ihre Henker, ihre Unterſuchungen, ihre Torturen, verbreiteten und daß ſie für die Häretiker Pascals entſetzlichen Abgrund in den Kerkerhöhlen verwirklichten. Das war die infame, welche täglich den Chriſtianismus, deſſen Namen ſie uſurpirte, bei den Philoſophen verläumdete und welche die Philoſophie zuletzt im Kampf zermalmte, indem ſie dieſelbe in einem gemeinſamen Sturz begrub. Beſonders ſcheint Diderot, von ſeinen erſten Pensées philosophiques an, durch jenes tyranniſche und launiſch wilde Ausſehen beleidigt zu ſein, welches die Lehre Nicole's, Arnaulds und Pascals dem chriſtlichen Gotte verleiht, und im Namen der verkannten Menſchheit und mit heiligem Erbarmen für ſeines Gleichen geht er an die kühne Kritik, wo ſeine Aufwallung ihm keinen Stillſtand geſtattet. So vereinigt die meiſten ungläubigen Neuerer in ihrer Tendenz dieſelbe edelmüthige Proteſtation. Die Encyklopädie war alſo kein Friedensdenkmal, kein ſchweigſamer Kloſterthurm, wo die Gelehrten und Denker von allen Gattungen durch die verſchiedenen Stockwerke vertheilt wären; ſie war keine Granitpyramide mit unbeweglicher Baſe; ſie hatte nichts von der reinen Harmonie jener Kunſtbauten, welche langſam durch die Jahrhunderte hin zu einem angebeteten und geſegneten Gott aufſteigen. Man hat ſie dem gottloſen Babel verglichen. Ich würde darin eher einen jener Kriegsthürme, jener Belagerungsmaſchinen ſehen, aber ungeheuer, gigantiſch, wunderbar, wie Polybius ſie beſchreibt, Taſſo ſie imaginirt. Baco's Friedensbaum iſt hier in eine drohende Wurfmaſchine verwandelt. Es ſind darin trümmerhafte, ungleiche Theile, viel Kalkabfall, ci=

mentirte und unzerſtörliche Fragmente; der Grund geht nicht tief in die Erde; das Gebäude rollt; es iſt in Bewegung; es wird fallen; aber was thut das? Um hier ein beredtes Wort Diderots ſelbſt anzuwenden: „die Natur des Baumeiſters wird aufrecht bleiben mitten in den Ruinen, und der Stein, der ſich vom Gebirge ablöſt, wird ſie nicht zerbrechen, weil ihre Füße nicht von Thon ſind."

Der Atheismus Diderots, obwohl er ihn zuweilen mit beweinenswerther Prahlerei zur Schau ſtellt, und ſeine Gegner ihn zu grauſam beim Wort genommen haben, beſchränkt ſich meiſt auf die Negation eines böſen, rachſüchtigen Gottes, eines Gottes nach dem Bilde der Henker von Calas und La Barre. Diderot iſt häufig auf dieſe Idee zurückgekommen und hat ſie unter den wohlwollenden Formen eines anmaßungloſen Skepticismus dargeſtellt. Bald, wie in der Unterhaltung mit der Marſchallin von Broglie, iſt es ein junger Mexikaner, der, müde von ſeiner Arbeit, eines Tags am Ufer des großen Oceans ſpazieren geht; er ſieht ein Brett, das mit dem einen Ende in's Waſſer ragt, während das andere auf dem Ufer ruht; er ſtreckt ſich darauf aus, wird von der Welle geſchaukelt, ſchweift mit dem Blick in den endloſen Raum und verfällt auf Erzählungen ſeiner alten Großmutter von ich weiß nicht was für einem jenſeits gelegenen, mit wunderbaren Einwohnern bevölkerten Lande. Sie kommen ihm wie Tollheiten vor. Er kann nicht daran glauben. Während er von dem Schaukeln und Träumen einſchlummert, löſt ſich das Brett vom Ufer, der Wind wächſt und der junge Raiſonneur iſt eingeſchifft. Erſt auf voller See erwacht er. Da ſteigt ein Zweifel in

Digitized by Google

ſeinem Geiſt auf: wenn er ſich doch in ſeinem Unglauben betrogen, wenn ſeine Großmutter doch Recht gehabt hätte! Wohl hat ſie Recht gehabt, fügt Diderot hinzu. Er treibt fort und kommt in das ungekannte Land. Der Alte, der Herr des Landes, iſt da und empfängt ihn. Eine kleine Ohrfeige auf der Backe, ein Kniff in's Ohr, den ein Lächeln begleitet, wird das die ganze Strafe des Ungläubigen ſein? Oder wird jener Alte den unbeſonnenen jungen Menſchen bei den Haaren packen und ſich darin gefallen, ihn eine Ewigkeit hindurch auf dem Ufer hinzuzerren? — Bald, wie in einem Brief an Mademoiſelle Voland, iſt es ein Mönch, ein galanter, nichts weniger als verkutteter Mann, mit welchem ihn ſein Freund Damilaville hat ſpeiſen laſſen. Man ſprach von der väterlichen Liebe. Diderot ſagte, daß dies eine der mächtigſten Neigungen des Menſchen wäre: „Ein Vaterherz! erwiderte ich; nein, nur die, welche Väter geweſen ſind, wiſſen, was das iſt. Dies iſt ein Geheimniß, was glücklicherweiſe die Kinder ſelbſt nicht wiſſen.“ Fortfahrend fügte ich darauf hinzu: „Die erſten Jahre, die ich in Paris zubrachte, waren ſehr ungeregelt. Mein Betragen an ſich reichte hin, meinen Vater aufzubringen, ohne daß man es hätte übertreiben brauchen. Indeſſen mangelte es nicht an Verläumdung. Man hatte ihm geſagt — Was hatte man ihm nicht geſagt? Es fand ſich Gelegenheit, ihn zu ſehen. Ich ſchwankte nicht. Ich reiſte voll Vertrauen auf ſeine Güte ab. Ich dachte, daß er mich ſehen, daß ich mich in ſeine Arme werfen, daß wir beide weinen und daß Alles vergeſſen ſein würde. Ich dachte recht.“ „Da hielt ich inne und fragte meinen Mönch, ob er wüßte, wie weit

es von hier bis zu mir hin wäre?" „Sechzig Meilen, mein Vater; und wären es hundert gewesen, glaubt Ihr, daß ich meinen Vater weniger verzeihend und zärtlich gefunden hätte? — Im Gegentheil. — Und wären es tausend Meilen gewesen? — Ach! wie sollte man ein Kind mißhandeln, das so weit herkommt? — Und wär' es im Monde, im Jupiter, im Saturn gewesen?" Als ich diese letzten Worte sagte, hatte ich die Augen zum Himmel gerichtet und mein Geistlicher, die Augen niedersenkend, dachte über meinen Apolog nach."

Diderot hat seine Ideen über die Substanz, die Ursach und den Ursprung der Dinge in der Interpretation der Natur auseinandergesetzt, unter der Hülle von Baumann, der kein anderer ist als Maupertuis, und noch klarer in der Unterredung mit d'Alembert und dem sonderbaren Traum, den er von diesem dichtet. Die Bemerkung wird uns genügen, daß sein Materialismus kein trockener, mathematischer Mechanismus ist, sondern ein verworrener, fruchtbarer und mächtiger Vitalismus, eine spontane, fortschreitend sich entwickelnde Fermentation, worin, bis in das kleinste Atom, die verborgene oder frei gewordene Sensibilität überall gegenwärtig ist. Das war die Ansicht Bordeu's und der Physiologen, die nämliche, welche Cabanis seit dem mit solcher Beredtsamkeit dargestellt hat. Nach der Art und Weise, wie Diderot die äußere Natur in sich empfand, so zu sagen, die natürliche Natur, die, welche die Gelehrsamkeit noch nicht auf die Folter gespannt und verfälscht hat, die Wälder, Wässer, den Reiz der Felder, die Schönheit des Himmels und die Eindrücke, welche das Herz davon empfängt,

mußte er von Hauſe aus ein tief religiöſer Menſch ſein, denn Niemand hatte für das univerſelle Leben mehr Sympathie und Offenheit. Nur wollte er dies Leben der Natur und aller Weſen gern dunkel, und in gewiſſermaßen verworrenem Gewoge außer ſich laſſen, verhüllt im Keim, kreiſend im Luftſtrom, wallend über den Gipfeln der Wälder, ſich verhauchend mit den Stößen des Windes. Er ſammelte es in kein Centrum, er idealiſirte es nicht zu einem ſtrahlenden Muſter einer ordnenden und wachenden Vorſehung. Doch hat er in einem Werk, das er im Alter kurz vor ſeinem Tode ſchrieb, in dem Verſuch über das Leben Seneca's, folgende Stelle eines Briefs an den Lucilius überſetzt, die ihn zur Bewunderung entzückt: „Wenn ſich euren Blicken ein großer Wald eröffnet, mit alten Bäumen, deren Wipfel in die Wolken ragen und deren verflochtene Zweige euch den Anblick des Himmels rauben, dieſe maaßloſe Höhe, dies tiefe Schweigen, dieſe Schattenmaſſen, welche die Ferne verdichtet und continuirlich macht, ſo viel Zeichen, verinnern ſie euch nicht die Gegenwart eines Gottes?“ Diderot ſelbſt unterſtreicht dies Wort verinnern. Ich bin ſo glücklich, in demſelben Werk ein Urtheil über La Mettrie zu finden, das bei Diderot vielleicht ein wenig Vergeſſenheit ſeiner eigenen cyniſchen und philoſophiſchen Ausgelaſſenheit beurkundet, aber auch einen bittern Ekel, einen förmlichen Abſcheu gegen den immoraliſchen, ſittenverderbenden Materialismus. Mich freut es, daß er la Mettrie vorwirft, nicht „die erſten Begriffe der wahren Grundſätze der Moral“ inne zu haben, „dieſes unermeßlichen Baumes, deſſen Haupt die Himmel berührt und deſſen Wurzeln bis zur

Hölle bringen; wo Alles mit einander verknüpft iſt, wo Scham, Anſtand, Höflichkeit, die leichteſten Tugenden, wenn es deren gibt, wie das Blatt an den Zweig befeſtigt ſind, den man verunehrt, wenn man es abpflückt.“ Dies ruft mir einen Streit zurück, den er eines Tags mit Helvetius bei Saurin hatte. Er macht davon an Mademoiſelle Voland eine reizende Erzählung, die ein kleiner Spiegel der Inconſequenz des Jahrhunderts überhaupt iſt. Dieſe Herrn leugneten den angeborenen moraliſchen Sinn, das weſentliche und uneigennützige Motiv der Tugend, welches Diderot vertheidigte. „Das Spaßhafte war, fügt er hinzu, daß dieſe ehrlichen Leute nach kaum beendetem Streit ohne es zu merken die ſtärkſten Dinge zu Gunſten des Gefühls ſagten, das ſie eben bekämpft hatten, um ſo ihre eigene Meinung zu widerlegen. Aber Sokrates an meiner Stelle hätte ſie ihnen entriſſen.“ In Bezug auf Grimm ſagt er: „die Strenge in den Grundſätzen unſeres Freundes verliert ſich; er unterſcheidet eine Moral zum Gebrauch der Großen.“ Alle dieſe herrlichen Ideen über die Tugend, die Moral und die Natur, kamen ihm ohne Zweifel ſtärker als je in der Sammlung und der Art von Einſamkeit zurück, die er ſich während der leidenden Jahre ſeines Alters zu ſchaffen ſuchte. Mehre ſeiner Freunde waren todt, andere zerſtreut; Mademoiſelle Voland und Grimm fehlten ihm oft. Jetzt zog er den Unterhaltungen, die ihn ermüdeten, den Schlafrock und ſeine Bibliothek im fünften Stockwerk unter dem Dache vor, an der Ecke der Straße Taranne und St. Benoit. Er las immer, meditirte viel und betrieb die Erziehung ſeiner Tochter mit Sorgfalt. Sein wohlthäti-

Digitized by Google

ges Leben voll guten Raths und guter Werke mußte ihm eine große innere Beruhigung gewähren und gar manchmal rief er ſich vielleicht die Worte ſeines alten Vaters zurück: „Mein Sohn, mein Sohn! die Vernunft iſt ein gutes Ruhekiſſen, aber ich finde, daß mein Kopf auf der Religion und den Geſetzen noch ſanfter ruhet.“ — Er ſtarb im Juli 1784.

Als Künſtler und Kritiker war Diderot bedeutend. Seine Theorie des Drama's hat ohne Zweifel nur als Beſchämung des falſchen conventionnellen Geſchmacks, der ewigen Mythologie der Epoche Werth, als ein Aufruf an die Wahrheit der Sitten, an die Realität der Gefühle, an die Beobachtung der Natur. Sobald er ſie ausüben wollte, fiel er durch. Unſtreitig beherrſchte ihn die Idee der Moral übermäßig; ihr ordnete er alles Andere unter und im Allgemeinen verkannte er in ſeiner ganzen Aeſthetik die Grenzen, die eigenthümlichen Quellen und den Umfang der ſchönen Künſte. Er faßte das Drama zu ſehr als Moraliſt, die Sculptur und Malerei zu ſehr als Literator auf. Der weſentliche Styl, die geheimnißvolle Ausführung, der heilige Hauch, etwas Fertiges, Beſchloſſenes, das zugleich das Unentbehrliche iſt, das sine qua non der Vollendung in jedem Kunſtwerk, wenn es auf die Nachwelt kommen ſoll; — dieſer köſtliche Moment iſt ihm gewiß oft entgangen; er hat daran umhergetaſtet, aber mit dem Finger nicht immer den rechten Punct getroffen. Falconet und Sudaine haben in ihm eine Verblendung des Enthuſiasmus erzeugt, die wir ihm nur für Terenz, für Richardſon und Grouze können hingehen laſſen. Das ſind ſeine Mängel. Aber auch welche Fülle,

welche Vernunft im Einzelnen! Welch' eifriger Verfolg des Wahren, des Guten, deſſen, was aus dem Herzen kommt! Welch' herrliches Gefühl der Andacht in dieſem unandächtigen Jahrhundert! Welche durchdringende, ehrliche, verliebte, bis dahin ungekannte Kritik! Wie vermählt ſie ſich ihrem Autor, ſobald ſie Geſchmack an ihm findet, wie folgt ſie ihm, verhüllt, enthüllt ihn, betet ſie ihn an! Und ſo optimiſtiſch und ein wenig herunterwürgend ſie iſt, haltet ſie nicht immer für getäuſcht. Fragt lieber den Verfaſſer der Jahreszeiten, Herrn von Saint-Lambert, „der unter den Gelehrten eins der empfindlichſten Felle iſt;" fragt de la Harpe „der Numerus, Beredtſamkeit, Styl, Vernunft, Weisheit hat über nichts, was ihm unter der linken Bruſt ſchlägt: quod laeva in parte mamillae nil salit arcadico juveni. (Juv.)" Fragt den Abbé Raynal „der mit Herrn de la Harpe auf Einer Linie ſtehen würde, wenn er etwas weniger Ueberfluß und ein wenig mehr Geſchmack hätte." Fragt endlich den würdigen, weiſen, honetten Thomas, der im Gegenſatz zum ſelben de la Harpe „Alles in die Berge, wie jener in die Ebenen ſtellt", der, als er über die Frauen ſchreibt „ein Mittel gefunden hat, ein ſo gutes, ſo ſchätzbares Buch zu machen, aber ein Buch, das kein Geſchlecht hat."

Indem wir das Wort Frauen ausſprechen, haben wir die reichſte und lebendigſte Quelle Diderots als Künſtler berührt. Seine beſten Sachen, die köſtlichſten unter ſeinen petit papiers, ſind unſtreitig die, wo er ſie einführt, wo er von der Untreue und Liſt erzählt, deren Mitſchuldige oder Opfer ſie ſind, wo er die Macht ihrer Liebe, Rache und Hingebung, wo er irgend einen Winkel der

Welt ſchildert, einen Vorgang, worin ſie verwickelt ſind. Die kleinſten Berichte eilen dann unter ſeiner Feder, fortreißend, einfach, ohne Syſtem, ungeſucht voll von den vertraulichſten Umſtänden und als von einem Manne kommend, der früh von dem Leben aller Tage gelebt und die Poeſie darin empfunden hat. Solche Scenen, ſolche Portraits laſſen ſich nicht analyſiren. Das Bekannteſte übergehend empfehle ich denen, welche ſie noch nicht geleſen haben, die Correſpondenz Diderots mit Demoiſelle **Jodin**, einer jungen Schauſpielerin, deren Familie er kannte und deren Aufführung und Talent er durch eben ſo aufmerkſame als unintereſſirte Rathſchläge zu leiten ſuchte. Es iſt ein bewundernswerther kleiner, ſinnreicher und liebevoller Abriß der praktiſchen Moral. Da iſt Vernunft, Anſtand, Rechtſchaffenheit, ich möchte beinahe ſagen, Tugend für das Betragen einer niedlichen Schauſpielerin, einer guten, offenherzigen Perſon, die ohne Zweifel lebhaft, beweglich, verliebt war. An Diderots Stelle hätte Horaz, den ich mir ſchon gichtiſch genug denke, um weiſe zu ſein, Horaz ſelbſt hätte keine anderen Vorſchriften geben können, keine Rathſchläge von reellerem Inhalt, möglich und menſchlich, und gewiß hätte er ſie nicht mit geſunderen Grundſätzen, mit feineren Andeutungen über die Schauſpielkunſt würzen können. Dieſe Briefe an Demoiſelle Jodin, die zum erſtenmal 1821 bekannt gemacht wurden, gingen würdig denen an Mademoiſelle Voland voraus, die wir nun endlich beſitzen. Hier offenbart ſich der ganze Diderot: ſein Geſchmack, ſeine Sitten, die geheimen Wendungen ſeiner Ideen und Wünſche, denn er war in der Reife des Alters und des Denkens; ſein unverſiegliches

Gefühl mitten unter den trockenſten Beſchäftigungen und den Probeheften der Encyklopädie; ſein ehrfurchtsvolles Zurückkommen auf die alte Zeit, die Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, zu dem väterlichen Hauſe und den wilden Flußinſeln, worin ſeine Kindheit ſich abtummelte; ſein Wunſch nach einſamer ländlicher Zurückgezogenheit mit wenigen Freunden, ein Müßiggang, unterbrochen von Aufregung und Lectüre; und endlich in dieſer reizenden Geſellſchaft, worin er ſich mit ſeinem Urtheil gänzlich laufen läßt, zahlloſe anmuthige oder grimmaſſirende Figuren, zarte oder ſcherzhafte in den Erzählungen hervorſpringende und ſich kreuzende Epiſoden; Madame von Epinay ſchmachtend beim Anblick Grimms; Madame von Aine im Jäckchen überraſcht von Herrn Le Roy; der Baron von Holbach mit ſeinem ſpöttiſchen mißſtimmigen Ton bei ſeiner feinlächelnden Hälfte; der Abbé Galiani „ein Schatz in Regentagen", ein ſo unentbehrliches Meubel, daß alle Welt eins davon aufs Land haben möchte, wenn die Tiſchler welche machten; das unvergleichliche Gemälde Urania's, dieſer ſchönen und erhabenen Madame Legendre, der tugendhafteſten unter den Koketten, der verzweiflungsvollſten unter den Frauen, welche ſagen: ich liebe Dich; — ein freimüthiger Erguß über die berühmten Leute: Voltaire, dies „böſe und außerordentliche Kind der Grazien", „der gut zu kritiſiren, zu ſpotten und ſich zu zerarbeiten hat und der über ſich ſtets ein Dutzend Männer der Nation finden wird, die, ohne ſich auf den Zehen zu erheben, mit dem Kopf ihn überragen werden, denn in allen Gattungen iſt er nur der zweite"; Rouſſeau, dies unzuſammenhängende Weſen, „maaßlos, ſich beſtändig um

eine Kapuze drehend, wo er eines guten Morgens hinein≈kriechen wird und unaufhörlich vom Atheismus zur Glo≈ckentaufe hin und her geworfen"; doch, es iſt genug, glau≈be ich, um darzuthun, daß Diderot als Menſch, Mora≈liſt, Schilderer und Kritiker, ſich ganz nackt in dieſer Cor≈reſpondenz zeigt, die ſo glücklich aufbewahrt und der eifri≈gen Bewunderung unſerer Zeitgenoſſen im rechten Augen≈blick dargeboten iſt.

Digitized by Google

VII.

Correſpondenzblätter.

Altona. — Der bekannte Arzt und Schriftſteller Dr. Steinheim befindet ſich ſeit mehreren Wochen wieder in unſrer Mitte und hat von Neuem ſeinen Wohnſitz in Altona erwählt. Wir freuen uns, daß dieſer ausgezeichnete Mitbürger eine Verſtimmung, die ihm vor einiger Zeit eine Auswanderung aus der Heimath wünſchenswerth machte, jetzt überwunden zu haben ſcheint. Dr. Steinheim wandte ſich nämlich von hier fort, aus Ueberdruß an den bürgerlichen Verhältniſſen ſeiner jüdiſchen Glaubensgenoſſen, die ſich in hieſigen Gegenden allerdings noch nichts weniger als erfreulich anlaſſen. Iſt eine vollkommene Emancipation der Juden möglich, ſo wird ſie ſich aber dann erſt gänzlich vollbringen laſſen, wenn auch die Volksmeinung aufhört, an dem jüdiſchen Weſen einen beſtändigen Gegenſtand ihrer Oppoſition und ihres Witzes zu nehmen. Dieſe billige Ausgleichung der Volksmeinung mit dem Judenthum hat aber hier und in Hamburg noch am allerwenigſten begonnen, vielmehr kann man auf jeder Straße dem widerwärtigſten Gegentheil davon begegnen. Im Verein mit ſeinem Freunde G. Rießer, welchen man den O'Connel des Ju-

Digitized by Google

denthums genannt hat, und der ſchon vor einigen Jahren aus einem ähnlichen Gefühl der Mißſtimmung ſeine Verhältniſſe in Hamburg aufgab und ſich in Bockenheim bei Frankfurt am M. anſiedelte: hat Dr. Steinheim ſehr viel dazu beigetragen, in unſerer Zeit zur ſittlichen und geiſtigen Erhebung des Judenthums zu wirken. Auch in der Entfernung von uns iſt er thätig geweſen und hat in Heidelberg ſeine neue Ausgabe der „Geſänge des Obadiah" gearbeitet, deren Vorrede unter Anderm treffliche Bemerkungen über ſolche Carikaturen der Zeit, wie die berüchtigten „Klagen eines Juden" enthält. Auch ſein Freund Rießer, der ſein ausgezeichnetes Talent leider immer nur in Gelegenheitsſchriften ſpielen läßt, hat kürzlich in einer neuen Brochure ſich vernehmen laſſen, und zwar über das Denkmal Leſſing's, für das er beſonders die Theilnahme der Juden anzuregen ſucht, was in mancher Beziehung wünſchenswerth erſcheint, einmal in der pecuniairen, in welcher die Juden noch am meiſten den alten Segen ihres Stammes empfinden, und dann in der großen geiſtigen Beziehung, die Leſſing ſelbſt, als Verfechter der Glaubens- und Denkfreiheit, als Dichter des Nathan und als Freund Moſes Mendelsſohn's, zu dem Judenthum darſtellt. Mag nun das Judenthum unſerer Zeit noch ſo bedeutende Fortſchritte in ſeinen innern ſowohl wie in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen machen, ſo wird es doch immer nur mit einer gewiſſen Reſignation ſeinerſeits innerhalb des modernen Staatenlebens zu beſtehen vermögen. Wohin der Jude auch auswandern mag, überall wird ihn noch das tragiſche Geſchick treffen, daß ſich die Volksvorurtheile nicht mit ihm ausſöhnen können und

Digitized by Google

ſelbſt in dem aus Indifferenz vorurtheilsloſeſten Lande der Welt, in Frankreich, dürften die Spuren davon noch nicht gänzlich verwiſcht ſein. Es wäre thöricht, wenn die Juden ſich vergeblich abarbeiten wollten gegen eine Schranke, der ſie nur durch eine würdige Haltung trotzen können. Wenn alſo ein Mann, wie Steinheim, mit reſignirter Faſſung wieder in ſeinen gewohnten heimiſchen Berufskreis zurücktritt, um dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt, ſo achten wir ihn nur um ſo höher als einen wahren Weiſen im Wandel, Thun und Dulden. —

* ſ. *

— In dem Nachlaſſe des hier vor einiger Zeit verſtorbenen Redacteurs des „Altonaer Merkur", Dr. Poel, muß ſich manches Reichhaltige und Bedeutende befinden; beſonders dürften ſeine Tagebücher und Lebensſkizzen ein eigenthümliches Intereſſe darbieten. Mehreres davon hat Poel ſchon bei ſeinen Lebzeiten in den Jahrgängen des Altonaer Merkur fragmentariſch mitgetheilt, aber es läßt ſich annehmen, daß er von ſeinen reichen Erlebniſſen und Erfahrungen bei weitem mehr niedergeſchrieben als er davon der Oeffentlichkeit überlieferte. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß ſeine Erben und Hinterbliebenen ſeinen Nachlaß mit der Abſicht an ſich genommen zu haben ſcheinen, ihn jeder Publicität zu entziehen. Möchten ſie darin auf die Anforderungen der Zeit hören, die jede Ausbeute eines originellen Charakters, eines tüchtigen ſtrebſamen Gemüths, als der Welt angehörig in Anſpruch nimmt! —

Berlin. — Man hat hier kürzlich eine neue Methode gefunden, Mumien zu machen. Ein junger ge-

Digitized by Google

ſchickter Arzt, Dr. Hohlfeldt, iſt der Erfinder, aber ſeine Art der Bereitung ſoll ziemlich koſtſpielig ſein und eine geraume Zeit erfordern. Wir rathen daher Jedem, der es angemeſſen und nützlich erachten ſollte, ſich in unſerer Zeit als Mumie einbalſamiren zu laſſen, lieber einen wohlfeileren und kürzeren Weg dazu zu wählen und einige Wochen lang ſtreng nach den Grundſätzen des hieſigen Politiſchen Wochenblattes und der hieſigen Evangeliſchen Kirchenzeitung zu leben, wo es ihm dann nicht fehlſchlagen kann, binnen kurzer Friſt als wohlconditionirte Mumie ſich in unſer Intelligenzblatt ſetzen zu laſſen.

— Das Neueſte iſt, daß Profeſſor Steffens nicht „Geheimer Regierungs-Rath" geworden, ſondern, wie jetzt an den Tag kommt, noch immer Profeſſor Steffens iſt. Man hatte nämlich vor einiger Zeit durch alle Journale verbreitet, daß mit dem Verfaſſer der Revolution jene Titelerhöhung vorgenommen ſei, und zwar aus Anerkenntniß ſeines neuen Romans, an welchem letzteren Zuſatz man ſchon gleich den ſatiriſchen Beigeſchmack hätte erkennen können; die Wahrheit aber ſoll ſein: daß der Titel eines Geheimen Regierungsraths, der jetzt häufiger, ſtatt des früher üblichern Hofrathstitels, unſern ausgezeichneten Gelehrten beigelegt wird, auch für Herrn Steffens ſchon ſeit längerer Zeit in Vorſchlag geweſen und auch neuerdings wieder in Anregung gekommen, aber bisjetzt noch nicht durchgegangen iſt. Sein Revolutionsroman hat übrigens weder in hohen noch niedern Kreiſen hier irgend einen Anklang gefunden, nicht um der Principien willen, ſondern weil es ein mittelmäßiges und langweiliges Buch iſt, das Niemand in der

Digitized by Google

Welt ohne Pein durchzuleſen vermag, weshalb es auch bereits gänzlich verſchollen.

— Hier hat ſich vor einiger Zeit eine ſeltſame Geſchichte ereignet, die charakteriſtiſch iſt für die Sinnesart der hieſigen Volksklaſſen. Man hat ſich in der Kirche verſammelt, um einer Trauung beizuwohnen, der Prediger hat ſeine Rede geſprochen und der verhängnißvolle Augenblick iſt da, wo die Braut das Jawort, wie üblich und ſchicklich, ausſprechen ſoll. Aber ſie bleibt ſtumm, es entſteht eine allgemeine Pauſe, eine unheimliche Verwirrung in der ganzen Kirche, und da die Braut durchaus nicht zum Reden gebracht werden kann, verläßt der Prediger den Altar, ohne die Trauung vollzogen zu haben. Später, als die Hochzeitsleute unverrichteter Dinge wieder zu Hauſe angelangt waren, erklärte ſich der Vorgang. Braut und Bräutigam waren bis zur Kirche in größter Eintracht neben einander im Wagen gefahren. Als aber der Wagen vor der Kirchthür hielt, hatte der Bräutigam das Unglück, ſeiner Braut beim Ausſteigen auf die Schleppe zu treten; ſie blickte ſich um und wies ihn zurecht, worauf er ſich die ſchickſalsvolle Aeußerung erlaubte: „Ochſe, was haſt Du Dir denn?“ Dies trennte für immer den Bund der beiden Liebenden. Das Mädchen iſt noch dazu die Tochter eines Schlächters. Die lakoniſche und ſchneidende Kürze, mit der ſie ſich blos durch Schweigen ihres Bräutigams entledigte, der gewiſſermaßen ein Opfer des Schweigens wurde, iſt merkwürdig und würde vielleicht im Alterthum als ein großartiger Charakterzug verherrlicht und in die Mythenwelt verſetzt worden ſein!

— Am 13. Januar kam auf der hieſigen Hofbühne

Digitized by Google

Karl Immermann's neue Tragödie: die Opfer des Schweigens zum erſten Mal zur Aufführung. Es handelt ſich auch in dieſem Stück um Liebe und Schweigen und um eine tragiſche Combination dieſer beiden Elemente. Je mehr ſich die Bühne in letzter Zeit der eigentlichen Literatur entfremdet hat, mit um ſo größerer Geneigtheit zu einem günſtigen und befriedigenden Eindruck begaben wir uns ins Theater, froh, daß es endlich einmal wieder einem unſerer beſten neueren Dichter und Schriftſteller gelungen, ſein Muſenwerk zur öffentlichen Ausſtellung zu bringen. Wir geſtehen, es war die Ehre der Literatur, die uns den beſten Erfolg von der theatraliſchen Aufführung dieſes Stückes wünſchen ließ. Das neue Trauerſpiel erwies ſich aber leider als die ſchwächſte und kraftloſeſte Arbeit Immermann's, die bisher von ihm bekannt geworden, und er hat darin ſogar ſeine Zuflucht zu dem Reizmittel lebender Bilder genommen, die in dem zweiten Akt, man weiß nicht warum, als modiſche Zuthat eingelegt ſind und gelehrte Forſcher zu der Unterſuchung veranlaſſen mögen, ob man ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, am Hofe der italieniſchen Fürſten, dieſe Vergnügung gekannt habe. Die Aufführung des Dichters Guarini und die Erwähnung des Pastor fido giebt nämlich dem Stücke die erwähnte Zeitbeſtimmung; die Hofhaltung eines Fürſten Tancred von Salerno, wo ſich die Handlung begiebt, gehört keiner beſtimmten hiſtoriſchen Zeichnung an. Der Grundgedanke des Stücks iſt nicht gewöhnlich, bietet ſogar intereſſante Anknüpfungen und Beziehungen dar, aber er hat ſich nicht in dem Dichter zu einer ächt ſchöpferiſchen Geſtaltung weder in Charakteren noch Ver-

hältniſſen belebt. Ghismonda, die Tochter des Fürſten, hat einen eigenthümlichen Grundzug ihres Weſens, woraus ein beſtimmter Charakter hätte geſchaffen werden müſſen. Sie ſteht in ihrer eigengearteten Seele in Oppoſition mit der ſie umgebenden Gewohnheit des Daſeins, mit der abgerichteten und übereingekommenen Geſinnung des Hoflebens. Sie ſoll herkömmlich heirathen, ſie ſagt es dem Herzog Manfred in ihrer edlen Offenheit voraus, daß ſie ihn nicht liebe, aber ſie iſt entſchloſſen, ihm ihr: Ja zu ſagen, ſobald es gefordert wird. Mittlerweile kommt ein junger Mann an den Hof, Guiscardo, in dem ſich der Prinzeſſin zum erſten Mal eine Geſtalt nähert, die ihrer ganzen Sympathie unwiderſtehlich ſich bemächtigt, obwohl Rang und Stand ſie in eine unerreichbare Ferne von ihm rücken. Eine mit lyriſcher Ueberſchwänglichkeit, obwohl mit ziemlich abgenutzten und verbrauchten Farben ausgemalte Liebeserklärungsſcene findet zwiſchen Beiden ſtatt, und die Prinzeſſin, in phantaſtiſcher Weiſe zu einem Uebermaß heroiſcher Reinheit ſich hinaufſchraubend, gebietet dem Geliebten ewiges Stillſchweigen über den geheimen Bund ihrer Herzen. Beide ſind aber belauſcht worden und der alte Fürſt, der ſchon in den vorangegangen Akten mit ſeinem eigenen Jähzorn ſchrecklich gethan, läßt den Guiscardo zu ſich rufen. Man vermuthet gleichwohl eine fürchterliche Scene, wenn auch Fürſt Tancred alle möglichen Vorſichtsmaßregeln gegen ſich ſelbſt trifft, die darin beſtehen: daß er ſeine Waffen ablegt, ſich den friedfertigeren Schlafrock anzieht, und ſich ein Glas Waſſer in Bereitſchaft ſtellen läßt, aus dem er auch mehrmals Züge thut, um ſeine ihm ſelbſt wohlbekannten Leidenſchaften

Digitized by Google

abzudämpfen. Unter dieſen für eine Tragödie ſeltſamen Zurüſtungen kommt die entſcheidende Scene heran. Aus Rückſicht für ſeinen alten Jugendfreund und Waffengefährten, deſſen Sohn Guiscardo iſt, will ihn der Fürſt bloß mit Verbannung beſtrafen, aber er ſoll zuvor Alles bekennen, was zwiſchen ihm und der Prinzeſſin vorgegangen. Guiscardo ſchweigt. Allen Fragen, Toben und Wüthen des Alten ſetzt er das Ghismonden gelobte, verhängnißvolle Schweigen entgegen, worauf der Fürſt, von ſeiner Leidenſchaft fortgeriſſen, ihn mit einem Dolch niederſticht. Mit der Wendung, die jetzt im Gemüth der Prinzeſſin ſelbſt erfolgt, beginnt ein charakteriſtiſcher Umſchlag der ganzen Dichtung, der aber keineswegs in einem ſo lebensvollen und pragmatiſchen Bilde ſich ausprägt, wie man es ſonſt wohl in Immermann's Stücken ſieht. Ghismonde verlangt eine feierliche Leichenbeſtattung ihres Geliebten, dem dabei alle fürſtlichen Ehren erwieſen werden ſollen, es wird ihr endlich der Wunſch gewährt und ſie erklärt ſich an ſeinem Sarge öffentlich als ſeine verlobte Braut, worauf ſie ſich ihm ſelbſt durch den Tod vermählt, indem ſie Gift nimmt. Eine marionettenartig herbeigezogene Empörung gegen den Fürſten bildet vorübergehend eine Art von Volkshintergrund, der aber dürftig und wirkungslos genug daſteht. In dem ganzen Drama vermißt man Kraft und Originalität der Anſchauung wie der Behandlung, der in ſeinen früheren Stücken oft mit Ueberkühnheit auftretende Dichter ſpeiſt ſich hier ſelbſt mit dem Gewöhnlichſten und Alltäglichſten ab, und ſelbſt das zuweilen plumpe und grobkörnige Element in Immermann's Anfangsdichtungen möchte man dieſer glatten Gewöhnlich=

Digitized by Google

keit vorziehen, zu der er ſich jetzt verſtanden hat, und worin er nicht einmal die raffinirte Trivialität von Raupach erreicht. Dabei überläßt ſich Immermann auf der Bühne zu vielen literariſchen Reminiscenzen und Anſpielungen, die ſelbſt in ſeiner Diction ſtereotyp werden und die Mehrzahl des Theaterpublicums von vorn herein erkälten, von dem Dichter ſelber aber das Zeugniß ablegen, daß er nicht aus dem Vollen und Unmittelbaren einer poetiſchen Natur zu ſchöpfen verſteht. Von unſern Schauſpielern werden ſolche Stücke gewöhnlich ſchlecht geſpielt, weil ihnen Vieles, was ſie zu ſagen haben, unverſtändlich iſt. Die Aufführung dieſer Tragödie aber auf unſerer Hofbühne war mittelmäßiger, als wir es ſeit lange geſehn.

— Der preußiſchen Staatszeitung iſt von ihrer Behörde unterſagt worden, künftighin Theaterrecenſionen zu liefern, vielleicht weil man dies der Würde eines doch mehr oder weniger officiellen Organs nicht mehr für angemeſſen erachtet. Gleichwohl hat man ſeitdem noch einen Artikel dieſer Art in den Spalten der Staatszeitung gefunden, Spontini's Agnes von Hohenſtaufen betreffend, ein ohne Zweifel unter höheren Auſpizien verfaßter Aufſatz, der auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung durch eine beſondere Veranſtaltung wieder abgedruckt worden. Es iſt ein Zugeſtändniß an die Bedeutſamkeit und den um ſich greifenden Einfluß der Tageskritik, daß man ſich ſo viele Mühe giebt, einen Ruhm, der durch Journalrecenſionen in den letzten Jahren ſo ſehr gelitten, auch durch Recenſionen wiederherzuſtellen.

— Das Repertorium des hieſigen Königsſtädtiſchen Theaters für das abgelaufene Jahr enthält aus der ge-

Digitized by Google

wandten Feder des bühnenkundigen Hrn. Alexander Cosmar einige biographiſche Nachweiſungen über den verſtorbenen Schauſpieler Heinrich Schmelka, die für alle Freunde dieſes unvergleichlichen Komikers, der eine unerſchöpfliche Laune mit dem feinſten Charakterſpiel verband, von Intereſſe ſein werden.

— W. Alexis verheirathet ſich mit einer jungen Engländerin.

— Der talentvolle Schriftſteller A. Rebenſtein beſchäftigt ſich mit einer neuen Philoſophie der Geſchichte, deren Grundſätze er auf wenigen Bogen zuſammenzudrängen und nächſtens dem Druck zu übergeben denkt.

— Die durch den Tod des verdienſtvollen Dr. Karl Büchner erledigte Redactionsſtelle der „Literariſchen Zeitung" nimmt gegenwärtig Dr. Eduard Meyen ein, ein junges, bisher in der Stille gereiftes Talent, das tüchtige wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Grundlage und eine freie unverkümmerte Lebensanſchauung in die Kritik mitbringt und ſich heilſam für das heutige Literaturweſen entfalten wird.

— Der Aufwand für das geſellige und geſellſchaftliche Leben iſt in Berlin ſeit Kurzem in einer außerordentlichen Steigerung begriffen und hat auf die Eleganz der häuslichen Einrichtung einen großen Einfluß. Die Geſellſchaften, die man jetzt hier veranſtaltet, werden zunehmend mit immer anſehnlicheren Koſten gegeben, während ſonſt die berliner Geſellſchaftswelt wegen ihrer anſpruchsloſen und oft dürftigen Einfachheit bekannt war und darin gegen andere Städte ziemlich abſtach. Demgemäß vermehrt ſich auch in den Häuſern der Glanz und der Com-

Digitized by Google

fort der Haushaltungen auf eine früher nicht gewohnte Weiſe.

— Es befindet ſich gegenwärtig hier in Berlin ein intereſſanter Mann, Andreſen Siemens aus Helgoland, ſeiner Kunſt ein Schiffsbauer, der durch Charakter, Sinnesart und die eigenthümliche Stellung, die er auf ſeiner Inſel bis jetzt behauptet hat, merkwürdig geworden iſt. Man wird mehr von Andreſen Siemens erfahren, wenn Wienbarg's längſt angekündigtes „Tagebuch aus Helgoland", der ihm darin einen beſonderen Abſchnitt gewidmet hat, endlich erſchienen ſein wird. Siemens ſteht nämlich ſeit Jahren in einer beſtändigen Oppoſition gegen das engliſche Gouvernement auf Helgoland und hat ſeine Conflicte mit demſelben mehrmals vor die höchſte Inſtanz nach London getragen. Seine Klagen betreffen beſonders den Mangel aller Theilnahme und alles rechtlichen Beiſtandes, welchen er dem engliſchen Gouverneur gegen die Bevölkerung der Inſel beimißt und der ihm um ſo ſchreiender däucht, als es die Lage Helgolands ihm zu erheiſchen ſcheint, daß man auf die Eröffnung neuer Hülfsquellen für die Bewohnerſchaft denke. Mit jedem großen Sturm, der über ihren nackten Felſen herfährt, müſſen nämlich die armen Helgolander befürchten, daß ihre einzige bedeutende Erwerbsquelle, das Seebad, (das Siemens zuerſt einrichten half) in den Wellen des Meeres ſpurlos verſinke! Mit jedem Sturmwind nimmt die der Inſel Helgoland gegenüberliegende Düne, welche das Seebad möglich macht, an Umfang ab, die Hoffnung, daß ſie ſich auch nur noch ein Jahrzehnt dazu brauchbar erhalte, iſt ungewiß, und ſie kann heut und morgen ſchon durch

Digitized by Google

den heftigen Orkan einer einzigen Nacht verſchwinden. Wer, wie Siemens, vor der Einrichtung des Seebades den Zuſtand der Bevölkerung auf dieſem gänzlich hülfloſen und unwirthlichen Felſen gekannt hat, muß natürlich von lebhaften Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllt werden. Siemens trägt ſich aber noch mit ganz andern Sorgen, welche manche Unbill in der heutigen Geſellſchaftsordnung zum Gegenſtand haben und die er in einer eigenen Schrift, mit deren Abfaſſung er gegenwärtig beſchäftigt iſt, niederlegen will, wovon ohne Zweifel etwas ſehr Originelles zu erwarten ſein wird, da dieſer tüchtige Mann ſeine Bildung lediglich durch das Leben und manche herbe Erfahrung, und nicht aus Büchern ſich gewonnen. Seine Schickſale ſind von der Art geweſen, daß er namentlich die trügeriſche Gewalt, welche der Eid und die Beweiskraft habende Eidleiſtung in der heutigen ſocialen Welt erlangt haben, bitter zu empfinden Urſache hatte, indem ſein Vater durch falſche Eide, die man gegen ihn leiſtete, unglücklich wurde. Auch über die falſchen Eide in dem heutigen Leben will Siemens ſchreiben. Was ſeine politiſche Geſinnung anbetrifft, ſo nennt er ſich ſelbſt „liberal-monarchiſch.“ Dieſer Mann trägt ſich mit den umfaſſendſten Plänen, die nur im Hirn eines einzelnen und vereinzelten Menſchen Platz haben mögen. Er gedenkt ſich von hier nach Petersburg zu begeben und hat hohe Anſichten von dem Geiſt des ruſſiſchen Gouvernements. Ich ſprach dieſen bemerkenswerthen Mann einigemal bei Dr. M., mit dem er lebhaft und mit einer feurigen und heftigen Beredſamkeit, wie ſie ſolchen Naturkindern eigen iſt, über helgolandiſche und engliſche Ver-

Digitized by Google

hältniſſe debattirte. Er iſt nicht großer Statur, aber ſein Geſicht und alle ſeine Bewegungen verrathen eine charakterfeſte Entſchloſſenheit, mit einem Zug von Schlauigkeit gemiſcht. —

* **Berlin.** — Das Latein aus Rom hat uns, wie die geharniſchte Sprache der Entgegnung des Geheimen Staatsminiſters von Altenſtein bewieſen, keineswegs aus dem Concept gebracht und iſt auf gut Deutſch von hier beantwortet worden; allem Anſchein nach werden wir aber bald unſern Frieden mit der römiſchen Latinität geſchloſſen haben, während unſere Zeitungsleſer ſich ſchon in die Verlegenheit geſetzt glaubten, künftighin Scheller's Wörterbuch mit in die Cafés und Conditoreien nehmen zu müſſen. Was können in einer Zeit und in einem Lande, wo päpſtliche Bullen erſt durch königliche Cabinetsordres ſanctionnirt werden müſſen (nach dem Concordat Preußens mit dem Papſte) ſolche Zerwürfniſſe bedeuten, die ſelbſt in dem Theil unſerer Provinzialbevölkerung, wo ſie einen naturgemäßen Anklang finden könnten, nur ein künſtlich genährtes und geſchürtes Feuer ſind, das bald ſpurlos verflackern wird! In unſerer Zeitepoche, welche die Epoche der Macht der Weltlichkeit iſt, wird ſich auch der feuerfangendſte geiſtliche Zunder niemals mehr zu einem Religionskrieg anblaſen laſſen, und nur ein ſo unhiſtoriſcher und ſeine Zeit verkennender Kopf, wie der Erzbiſchof von Cöln, konnte ſich ſolchen ſchwachſinnig fanatiſchen Hoffnungen hingeben, wie er zuerſt ſchon in ſeinem Buche über die Religionsfreiheit der Katholiken angedeutet und ſpäter durch ſein amtliches Verfahren, das allen beſtehenden geſetzlichen und vertragsmäßigen Staatszuſtänden

Digitized by Google

Hohn ſprach, in Ausführung zu bringen geſucht hat. Die edle, würdige und gediegene Haltung, mit der von hieſiger Seite in dieſer Angelegenheit zu Werke gegangen worden, hat ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlt, und man muß lächeln, wenn es Einige hier und da verſuchen wollen, den Freiherrn von Droſte zu Viſchering als einen tragiſchen Repräſentanten des alten Katholicismus hinzuſtellen. Für eine ſolche altmodiſche Tragödie hat die Zeit auch nicht das geringſte Intereſſe mehr und es fehlen ihr alle Elemente des lebendigen Antheils daran. Im preußiſchen Staat iſt es der Geiſt der Wiſſenſchaft, der das Verſöhnungswerk zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubensmeinungen zu übernehmen geſtrebt hat, in einem proteſtantiſchen Reiche ſieht man hier katholiſch-theologiſche Facultäten errichtet, und wenn die hochkatholiſche familia sacra Weſtphalens in der Perſon des Erzbiſchofs von Cöln den Wahn alter Zeiten wieder heraufzubeſchwören und mächtig zu machen geſucht hat, ſo können die Nachtheile davon nur auf das eigene Haupt dieſer Partei zurückfallen, die glücklicherweiſe früh genug beweiſt, was bei einer Hegung ariſtokratiſch-pietiſtiſcher Tendenzen in der Mitte des modernen Staatslebens herauskommt. —

— Auch hier ſind bekanntlich Subſcriptionen umhergegangen, um den ſieben göttinger Profeſſoren eine Genugthuung der öffentlichen Meinung auszudrücken. Da aber Das, was unter den Profeſſoren der hieſigen Univerſität dafür geſchehen ſein ſoll, durchaus keinen Charakter von Oeffentlichkeit und öffentlicher Demonſtration an ſich trägt, ſo iſt eine deshalb ergangene Nachforſchung ſofort

Digitized by Google

wieder eingeſtellt worden. Unter den Profeſſoren, welche Beiträge für ihre vom Lehrſtuhl verwieſenen Collegen unterzeichnet, ſoll ſich auch Herr von Savigny mit einer anſehnlichen Summe befinden, der ſich hier mit Herrn Profeſſor Gans friedlich zu einem und demſelben großſinnigen Zwecke begegnete. Die von Herrn G. Reimer unter den hieſigen Buchhändlern in Anregung gebrachte Subſcription hat geringeren Anklang gefunden. Es hat ſich aber bei dieſer Gelegenheit in allen Sphären der hieſigen Geſellſchaft eine ſo erfreuliche ächt deutſche und gemeinnützige Geſinnung an den Tag gelegt, daß das unglückliche Ereigniß in der That nur dazu gedient hat, das Nationalgefühl in unſerm deutſchen Vaterlande wieder einmal zu ſtärken und ihm einen edlen Ausdruck zu leihen.

Bunzlau. In der rüſtigen und verlagsluſtigen Appun'ſchen Buchhandlung hierſelbſt wird eine Ueberſetzung des Secrétaire intime von George Sand durch eine in Paris lebende junge Deutſche, Louiſe Claudé, erſcheinen. Dieſer vortreffliche und in Deutſchland ſo wenig bekannte Roman der Madame Dudevant hatte längſt eine Uebertragung verdient; es gehört freilich zu ſolchen Arbeiten ein ſinnreicher Fleiß und eine gewiſſe Congenialität, die außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Ueberſetzerinduſtrie liegt. Deshalb iſt es auch nicht zu verwundern, daß ſich noch Niemand an die Uebertragung der Lettres d'un Voyageur von G. Sand begeben, die einen Ueberſetzungskünſtler erfordert, welcher der Dichterin ſelbſt faſt gleichſtehen müßte in der hohen Vollendung des Stils und jener harmoniſchen Klarheit, die in ihrer Darſtellung

mit ſo freier und leichter Grazie den tiefſinnigſten Inhalt zur Anſchauung bringt. Unſere jungen deutſchen Schriftſteller ſollten ſich von Zeit zu Zeit mit ſolchen Ueberſetzungen beſchäftigen, um die höchſte Kunſt des Stils daran zu ſtudiren. — In Appun's Buchhandlung, durch welche Schleſien eine ganz neue Bedeutſamkeit für den Büchermarkt zu erhalten anfängt, ſind auch die Memoiren von Friedrich Laun in drei Bändchen herausgekommen. Dieſe Lebenserinnerungen des alten Romanſchriftſtellers, die ſich in anſpruchloſeſter Form darbieten, kann man nicht ohne Intereſſe und Vergnügen durchlaufen. Der Verfaſſer, der in ſeinen eigenen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen keine beſondere Originalität, wohl aber immer einen hellen, muntern und geſunden Sinn an den Tag gelegt, erweiſt ſich demgemäß auch im Leben als ein freundlich contemplatives Gemüth, das jederzeit zum Aufnehmen des Guten und Schönen, das es um ihn her gibt, bereit und empfänglich iſt. Aus ſeinem Leben ſpricht eine friſche Leutſeligkeit, die Manchem etwas hausbacken und vielleicht philiſterhaft erſcheinen mag, welche aber auch ihr Anmuthiges und Schätzenswerthes an ſich hat und von den freundlich Geſinnten dergeſtalt aufgenommen werden wird. Freundlich geſinnte Leſer muß aber Jeder, der ſein Leben ſelbſt beſchreibt, nothwendig vorausſetzen; wer einer biographiſchen Erzählung antipathiſch zuhört, dem wird Alles daran in einem falſchen Lichte erſcheinen. Laun ergeht ſich während ſeines harmloſen Lebens in einer bunten Geſtaltenreihe, mit der er auf die harmloſeſte Weiſe ſich in Berührung ſetzt, die gemüthlich-geſelligen Kreiſe und Gruppen in Dresden und Leipzig geben eine beſon-

Digitized by Google

ders reichhaltige Ausbeute für einen ſo umgangsluſtigen Sinn, freilich erſcheint ihm daran Manches bemerkenswerth, was dem größeren Publikum höchſt gleichgültig verbleiben mag. Seine Charakteriſtiken und Schilderungen berühren meiſt nur die gefällige Oberfläche der Erſcheinungen, oder vielmehr Das, was an ihnen gerade gefallen oder nicht gefallen hat, ganz in jener geſellig ſeichten, aber gutmüthig plaudernden Weiſe, wie die flüchtige geſellſchaftliche und conventionnelle Berührung im Leben ſie mit ſich bringt, aber man ſieht doch daraus, wie dieſe oder jene bekannte Geſtalt gerade in dieſer Art ſich bewegt und gegeben hat. Wie uns in der Literatur die zähe Unermüdlichkeit des Verfaſſers einige Bewunderung abnöthigen konnte, ſo iſt es in dieſen ſeinen Lebensmemoiren die unermüdliche Luſt, mit Menſchen umzugehen und ſich ihnen offen hinzugeben, was wir am meiſten daran bewundern. — Unter der Preſſe befindet ſich hier ein neuer Roman des talentvollen Schriftſtellers Theodor Mügge, unter dem Titel: „Tänzerin und Gräfin.“ —

Hamburg. — Der nebſt ſeinem Herausgeber hieher überſiedelte Telegraph fängt an, eine gewiſſe Localbedeutung für Hamburg zu erlangen, indem er ſich bereits hier ein nicht unbeträchtliches örtliches Publikum gewonnen. Das übrige journaliſtiſche Treiben, das ſeit Kurzem Hamburg mit einer argen Vielthuerei überſchwemmt hat, iſt freilich zumeiſt ſo armſelig und widerwärtig, daß man ſich zu der Erſcheinung eines ausgezeichneten Literaten hier Glück wünſchen kann. Mit den Probeblättern des Telegraphen, was die darin enthalte-

Digitized by Google

nen politiſchen Artikel, über den Erzbiſchof von Cöln und die göttinger Profeſſoren, anbetrifft, iſt man jedoch hier nicht ganz einverſtanden, da man in Hamburg im Ganzen radicaler über dieſe Angelegenheit denkt und Gutzkow ſonderbarer Weiſe zum Theil verſucht hat, das Mitleid und die Rührung für den abgeführten Erzbiſchof zu erwecken. Hoffentlich wird der Herausgeber des Telegraphen ſich nicht in einen langweiligen Doctrinarismus verlieren, denn Nichts könnte mehr dazu beitragen, ſeine literariſche Erſcheinung zu einer abgeſchwächten und unwirkſamen zu machen. Sein rüſtiges Streben für die Literatur beweiſt übrigens ſchon der Umſtand, daß er eine Ueberſiedelung hieher bloß deshalb vorgenommen, um ſeine journaliſtiſche Wirkſamkeit erhöhen zu können, und wenn man bedenkt, wie wenig gegenwärtig die Zeit dazu iſt, von der Führung eines deutſchen kritiſchen Journals Früchte, Lohn und Dank zu erwarten, ſo muß eine ſolche mitten im Winter vorgenommene Veränderung des Wohnorts rein als Aufopferung erſcheinen. Eine Aufopferung iſt es um ſo mehr, da unſer rauhes Klima, beſonders im Winter, dem Fremden faſt unerträgliche Unbehaglichkeiten bereitet, und außerdem der Sinn der Bewohnerſchaft Hamburgs, das ſeine frühere literariſche Bedeutung ſchnell vergeſſen, keineswegs den fremden Literaten, die ſich hier anſiedeln, günſtig iſt.

— Die vertrauten Briefe über Hamburg in Mundt's Delphin, und was hier darüber unbegreiflicher Weiſe geſprochen und gedruckt worden, beweiſen es ebenfalls, wie wenig man ſich hier noch in literariſchen Urtheilen und Darſtellungen zurechtfinden kann, wenn ſie das

Digitized by Google

eigene Weſen betreffen. Man hat dem Herausgeber des Delphins in dem hamburger Correſpondenten einen recenſirenden Matroſen oder Krahnzieher auf den Hals geſchickt, um ihn mit plumpen Fäuſten derb abzuführen, daß er ſich erlaubt hat, einige nachtheilige Scherze über manche Eigenthümlichkeiten Hamburgs zu machen. Dabei iſt noch zu ſagen, daß wir unſeres Wiſſens keinen einzigen Schriftſteller kennen, der im Ganzen ſo günſtig über Hamburg geurtheilt hätte, als gerade der Verf. der vertrauten Briefe. Uebrigens muß jedem Reiſenden, der eine Stadt beſucht und darin ſein ſchweres Geld zum Beſten der Einwohner verzehrt hat, freiſtehen, in ſeinem Reiſejournal anzumerken, was gerade ſeine Anſicht iſt. Ich bin zufällig von dem Entſtehen jenes grobfäuſtigen Matroſenartikels gegen den Delphin unterrichtet, und dies iſt der Grund, weshalb ich Ihnen hier eine Bemerkung darüber ſchicke. Jener Artikel iſt auf Veranlaſſung einiger hieſigen Damen entſtanden, die wohl mit Recht einiges Aergerniß an den „vertrauten Briefen aus Hamburg“ nehmen konnten, weil deren Verfaſſer, der doch ſonſt eben kein Frauenverächter iſt, über die Hamburgerinnen doch gar zu ungalant abgeurtheilt hat. Nun aber werden Sie gewiß ausrufen: „was, um des Himmels willen, müſſen das für Damen ſein, bei denen man ſich durch eine Polemik von ſolchem Ton und Anſtand einen Dank erwerben konnte!“ Allerdings ſcheinen beinahe die Darſtellungen des Verfaſſers der vertrauten Briefe dadurch ſich gerechtfertigt zu erweiſen. Aber gemach, gemach, es ſind oft die liebenswürdigſten Hamburgerinnen, die über derbe Späße lachen, und derb genug hat es jener

Digitized by Google

Beurtheiler des Delphins gewiß gemacht, indem er ſogar die Worte anwendet:

Hat ſich der Kerl pumpſatt gefreſſen,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Eſſen zu raiſonniren. —

Dies iſt gewiß ein ſchöner Ton, um ſich in jedem Damenboudoir beliebt zu machen. **Les beaux esprits se rencontrent.** —

— Die Vergrößerung und Erweiterung der hieſigen Neuen Zeitung, mit einem literariſchen Feuilleton, das intereſſante Artikel von Wienbarg und Dr. Wille verſpricht, muß allen Zeitungslesern willkommen ſein. Nur wäre zu wünſchen, daß Druck und Papier noch mehr die Lectüre begünſtigten. —

— Der Roman von dem hier lebenden Schriftſteller Friedrich Clemens (Gerke) „Bei Nacht und Nebel" (Güſtrow, b. Opitz), welcher eine ſeltſame Hermaphroditengeſchichte behandelt, erregt großen Scandal unter den Romanleſern. In dieſer Darſtellung ſpukt eine wahre Hottentottenphantaſie, die mit Kopfabbeißen liebkoſt, und ſich unerhörte Gräuel beim Spazierengehen wie zufällig aus den Zähnen ſtochert. Der Verfaſſer (der auch ein „Manifeſt der Vernunft" geſchrieben) erſinnt die ſeltſamſten Geſchichten, in ſeinen Romanverhältniſſen kommen noch wilde Mädchen vor, die er vergeblich zu zähmen verſucht, wandernde Schneidergeſellen, die faſt vor Hunger umkommen, beſchäftigen ſich bei ihm mit Kant's Kritik der reinen Vernunft, und einem Philoſophie ſtudirenden Hermaphroditen, der trotz ſeiner phyſiſchen Unmöglichkeit die größten Ausſchweifungen begeht, wird bei lebendigem

Leibe von ſeinem Buſenfreunde der Kopf abgeſchnitten, indem er eben im Begriff iſt, ſich ſeine Grabſchrift zu dichten. Trotzdem iſt eine gewiſſe Genialität und außerordentlich viel Talent bei dem Verfaſſer nicht zu verkennen, aber man ſinnt vergeblich darauf, was man ihm anrathen ſolle, um einem ſo verirrten Trieb der Phantaſie wieder eine geregelte und vernünftige Richtung zu geben. —

Jena. — In Ermangelung des Neuen, wovon zu melden Sie mir aufgetragen, theile ich Ihnen anbei etwas ganz Altes mit, das aber in gewiſſer Hinſicht, wie ich glaube, mit einer neuen und intereſſanten Beziehung zu dem Leben der Gegenwart in einem Journal auftreten kann. Mir ſind nämlich hier vor einiger Zeit Blätter aus dem Tagebuche K. L. von Knebel's in die Hände gefallen, die von den Herausgebern ſeines Nachlaſſes damals unbenutzt geblieben, wegen Rückſichten, die wohl aus mancher ängſtlichen Spannung der letzten Jahre erklärlich waren. Dies ſind Knebel's, des Weiſen von Jena, Anſichten über das Chriſtenthum, die mir, als ich ſie auf den zerſtreuten Papierblättern las, deshalb ſo frappant aufgefallen ſind, weil ſie gewiſſermaßen als Vorläufer von Beſtrebungen erſcheinen, die in unſerer Zeit namentlich durch Strauß einen ſyſtematiſchen Charakter angenommen haben und in dem neuangekündigten Werk von Gfrörer (Geſchichte des Urchriſtenthums) noch eine beſondere Nüancirung zu gewinnen ſcheinen. Bedenkt man, wie die Anſichten des alten Knebel vom Chriſtenthum, unabhängig von jedem Contact mit dem Gifte der Zeit, ganz in der Stille ſeines letzten Einſiedler=

lebens und gewiſſermaßen in naiver Weiſe ſich entſponnen haben, ſo erſcheinen dieſelben um ſo merkwürdiger. Da Sie meine theologiſche Richtung kennen, ſo habe ich nicht nöthig, Ihnen dabei zu bemerken, daß ich dieſe Anſichten des alten lucreziſchen Thomas unerbaulich genug erachte, aber ich empfehle Ihnen, dieſe Tagebuchsblätter möglichſt vollſtändig zum Abdruck zu bringen, indem ſie als Belege für die pſychiſche und ſubjective Stimmung des Jahrhunderts, aus der auch Erklärungen für die allgemeine Richtung der Speculation abgenommen werden müſſen, hingehen können. — y —

1822.

Den 11ten Juli.

— „Es iſt eine Religion nöthig, die gewiſſermaßen durch eine göttliche Autorität das Volk binde, und von ausſchweifenden Phantaſieen zurückhalte.

Unter allen, die wir kennen, wäre wohl die chriſtliche hiezu die geſchickteſte, wenn ſie nicht durch eigene Schwäche und durch wunderhafte Erzählungen und Geſchichten Gelegenheit zur widrigſten Verunſtaltung gegeben hätte.

Erſtlich iſt ſie ganz und gar auf jüdiſche Grundlage und Erzählungen erbaut, und doch in der Hauptſache gewiſſermaßen mit dieſen im Widerſpruch.

Es iſt nemlich nicht zu leugnen, daß die jüdiſche Religion alle Argumente ihrer Lehren auf das jetzige Leben bezieht, da der chriſtliche Glaube uns gleichſam ganz von dieſer Welt hinwegweiſt, und allen Grund unſers Lebens

Digitized by Google

auf ein Daſein hinlegt, das wir nur — und kaum — mit der Phantaſie erreichen mögen.

Dieſe ſchwache Seite der chriſtlichen Lehre hat unendlichen Verirrungen und Ungeſtalten Platz gemacht. Das Schwärmeriſche, das ſchon in ihr liegt, war ein Zunder zu ungeheuern Ausſchweifungen empfänglicher Gemüther. Man wollte hier durch Qualen und Büßungen einer erträumten Glückſeligkeit ſich zu verſichern ſuchen, und dort, wo man liſtiger auf die Güter dieſer Welt geſtellt war, bediente man ſich eben dieſer Mittel, um ſich der Gewalt irdiſcher Dinge zu bemächtigen.

Der Menſch lebt gern in Extremen. Mäßige Klugheit will ihm ſelten gedeihen, wann Leidenſchaft oder Phantaſie mit ins Spiel kommt. Wir ſehen es überall. Ueberfluß oder Armuth, Schwelgerei oder Privation — der Papſt oder der Bettler — ein ewiges Leben oder gar kein Leben. Hiezu konnte der Aberglaube am kräftigſten behülflich ſeyn; denn da er am ſtärkſten auf die Phantaſie wirkt, ſo iſt ſein Reich gleichſam unbegrenzt.

Dieſes wußten die Männer früherer Jahrhunderte wohl zu gebrauchen; denn was vorerſt fromme Einfalt zur Verachtung alles Irdiſchen, ſelbſt zur Gleichgültigkeit gegen Schmerzen und Tod, bewegte, deſſelben bedienten ſie ſich nun zur Erhöhung geiſtlichen Anſehens und irdiſcher Gewalt. So erwuchs aus dem hölzernen Kreuz die dreifache Krone, die Herrſchaft über die Welt. Entblößt von aller irdiſchen Rückſicht wurde die fromme Unſchuld Mutter der fürchterlichſten Greuel.

Das iſt der Zuſtand, unter welchem wir anjetzt ſeit Jahrhunderten die Religion, die Menſchen zur Glück-

Digitized by Google

ſeligkeit des Lebens führen ſoll, bei beſſerm Bewußtſein verſtändiger Menſchen, erblicken müſſen."

„Wie wir nun geſehen haben, ſo war das Chriſtenthum zuerſt auf ein gedrücktes niedriges Volk gewandt, deſſen Vorſteher ſelbſt von der Herrſchaft der Römer verhöhnt wurde. Unter dieſem Zuſtand erhob ſich ein leuchtendes Licht, ein wahrer Gottesſohn, der die allgemeine Niedrigkeit und Bedrängniß durch eine höhere Anſicht erheben wollte. Er ſchuf die Niedrigkeit ſelbſt zum glänzenden Vorzug, und bereitete ihr ein überirdiſches Reich. Daß er ſeine eigene Geſtalt damit erhöhen mußte, lag in der Sache. Nicht daß er ſelbſt die Mährchen, die man von ſeiner Geburt und andern Umſtänden herumtrug, ſollte verbreitet haben; aber er gab Gelegenheit dazu, indem die wunderſüchtigen Juden nur alles auf dieſe Art zu verherrlichen ſuchten.

Die beſten Jahre ſeines Lebens brachte er ohne Zweifel in der Betrachtung zu, wie er ſein Volk von ſeiner Niedrigkeit erlöſen möchte. Er fand kein anderes Mittel dazu, als durch ſeine Lehre und ſein Leben Geduld, Sanftmuth, Demuth, Strenge und Heiligkeit der Sitten auszubreiten, und dabei auf die Hoffnung eines künftigen beſſern Zuſtandes hinzuweiſen. Er erreichte ſolches zum Theil, und beſiegelte es mit ſeinem Tode.

So war er ein wahrer Wunderthäter. Aber die irdiſchen befangenen Menſchen ſuchten auch noch ſinnlichere handgreiflichere Wunder, um ſeine wahre Göttlichkeit damit zu beſtätigen.

Daher und aus der rohen ſinnlichen Natur der Men-

Digitized by Google

ſchen ſind alle jene Mährchen und Wunder entſtanden, die ſich ſogar noch auf den heutigen Tag fortpflanzen möchten.

Dieſe nun allein ſollen als Gründe und Beweiſe der Wahrheit des Chriſtenthums daſtehen, da es ſchon für ſich allein ungeziemlich und albern ſcheinen möchte, wann ein Gott mit ſeiner Natur Spiele treiben wollte, und ſeine Kunſt darin zeigen, daß er, um irgend einer menſchlichen Abſicht willen, ihre ewigen Geſetze auch verändern könne.

Solche abgeſchmackte Begriffe haben doch auch große und vornehme Männer der Gottheit nicht unwürdig annehmen können!

Wir überlaſſen daher den Juden, und überhaupt den Morgenländern, Fabeln und Mährchen zu erdichten, um die Thaten und das Lob ihrer Helden dadurch zu erhöhen. Sie mögen auch manches Gute und Lehrreiche dadurch bezwecken; nur ſei es uns erlaubt, von dem Höchſten einen höhern Geſichtspunkt zu faſſen, und den Schöpfer der Welten nicht zu gaukleriſchen Vorſtellungen herabzuſetzen.“ ....

„Wann wir mit aufmerkſamem Auge den Lauf und Zuſammenhang der Natur und ihrer Schöpfungen betrachten, ſo finden wir, der Menſch ſchätze ſich in derſelben zu hoch. Man nimmt zu wenig darauf Acht, wie ſich die Göttlichkeit ſeines Geiſtes auch ſchon in dem Göttlichen der übrigen Naturen offenbare.

Wir wollen nichts von dem Inſtinkte der uns ſo verwandten Naturen der Thiere ſagen, ſchon jedes Blatt,

Digitized by Google

jede Blume zeigt etwas Wunderhaftes, und nähert ſich gewiſſermaßen unſerm Geiſte.

Das große All! — Was iſt es? — Wer kann es erforſchen, wer begreifen! — Tiefgebeugt neigt ſich der nur am Rande verweilende Geiſt — und verſinkt wie in einen Abgrund. Was iſt möglich? — was iſt nicht möglich? — Hier ſchwindelt der Verſtand.

Sagſt du, dieß ſei das große Werk der Schöpfung! — Aber wo iſt der Geiſt, der dieß alles erfüllt? —

Hier, bete an, und ſchweige! — Dieß ſei dein Tempel! dieß der Gott, den du verehrſt! das Unendliche! .... Er iſt es in dem kleinſten Blatte! Er in den Welten! — Auf Scherz und Spiele verſteht er ſich nicht; auch nicht auf die geſchriebenen Schriften; ſein Spiel ſind die Welten, ſeine Handſchrift die Geſtirne. —

Nun, Menſch, nun meſſe! — Was biſt du? — der Hauch eines Augenblicks. Die Folge unzähliger auf einander folgender Weſen, die immer ihre Geſtalt verändern. Nur der leiſeſte Uebergang zu dem Nächſtfolgenden, eben ſo vergänglichen.

— Und doch trotzeſt du auf deine Natur, und willſt ſie dem Ewigen, Unvergänglichen gleich meſſen! —

Nur eine Ahnung ward dir vom Ganzen — und dieſe laß zu deinem Glücke genug ſeyn! ....

Wann wir von dieſer Höhe herab auf das blicken, was die Menſchen beginnen und thun, und was ſie ſich zur Vorſtellung ihres Daſeins und Glücks, und dieſer Welt gemacht haben, ſo erſcheint uns ſelbſt der kleinſte Ameiſenhaufe noch wie ein großes Gebäude."

Digitized by Google

Den 14ten Juli.

— „Was braucht es Offenbarung? — Iſt die Welt, die vor uns ſteht, keine Offenbarung? — Aber des Menſchen kindiſcher Sinn will immer das Unermeßliche — das er nicht kennt, und nicht zu unterſuchen ſich bemüht — nach ſeiner kleinlichen Weiſe abmeſſen, und bildet ſich zu jeder Erſcheinung einen ſeiner Natur angemeſſenen Werkmeiſter. Dieſen verlangt er nun auch in körperlicher Geſtalt vor ſich zu ſehen. Und da er dieſes nicht kann, ſo bildet er ſich ein Weſen, das ihm gleich ſei, und ſetzt ihm ſeine Eigenſchaften in einem unausſprechlichen Grade zu. Damit ſind alle ſogenannten heiligen Schriften erfüllt, und ſie mögen in gewiſſer Art gut ſeyn, um dem blos ſinnlichen Menſchen irgend ein Vorbild zu geben. Aber hier geht die Einbildung leicht in Täuſchung über, und wie dieſe die Vorſtellung, nach verſchiedener Sinnesart, verzerrt, verwirrt, ja ſogar widrig und abſcheulich macht, davon können uns die Religionsgeſchichten nur zu deutlichen Beweis geben.

Der Menſch muß etwas haben, woran er ſich in ſeinem Glauben halten könne. Das Unendliche, Unerforſchliche, drängt ſich von allen Seiten auf ihn ein. Er findet es in jedem Gegenſtand, in ſich ſelbſt, wenn er fähig iſt nachzudenken. Was ſoll er thun? Er nimmt zu jedem Gegenſtand, der mächtig auf ihn wirkt, ſeine Zuflucht — und betet zuletzt einen Götzen an.

Wer hat nicht ſeine Götzen? — Und welcher weiſe Mann hat nicht zuletzt das Unendliche ſelbſt ſich zum Götzen gemacht? —

So ſtehen wir vor dem Unendlichen da, mit kindiſcher

Digitized by Google

Vorſtellung! — Ein Blick in die ſternenvolle Nacht könnte uns von unſerm Daſein einen überzeugenden Begriff geben. Aber der Himmel iſt umſonſt für uns ausgeſpannt, und wir ſuchen ganz andere, unbegreiflichere, Dinge hinter ihm. Nur ſeine niedere Gegenwart denkt und begreift der Menſch, und malt ſich Dinge aus, die nie ſind, und nie ſeyn können. — Was für ein Wuſt von augenſcheinlichen Widerſprüchen liegt nicht in unſern Vorſtellungen — gegen den klaren Himmel!" ....

„Laßt uns nun weiter gehen! Iſt denn nichts in der Natur, das den Menſchen über ſeinen eigenen Zuſtand zufrieden ſtellen und beruhigen könne? —

Dieſe Frage kann verſchieden beantwortet werden. —

1823.

Den 13ten Auguſt.

Es iſt wohl zu denken, daß die Unwiſſenheit und Rohheit in den erſten Jahrhunderten das Chriſtenthum zu einer kräftigen Schutzwehr gegen die Unvernunft der Menſchen machte. Etwas Aberglaube war vonnöthen, um die Menſchen aus ihrer rohen Willkühr zu ſchrecken.

So thaten Teufel und Hölle gute Dienſte, und die himmliſchen Freuden, ſo plump ſie auch mochten geſchildert werden, gaben einige Erweckung. Auf dieſen Grund baute nun die Kirche fort, und ſie hielt auch in den mittlern Zeiten die rohe Uebergewalt der Großen und Mächtigen in einiger Zucht. Je mehr ſich aber die Menſchen zur Vernunft aufklärten, deſto mehr mußte auch das Anſehen der Kirche ſchwinden, und ſie mußte, um ſolches einigermaßen zu erhalten, auf äußere Mittel denken, ſich Glanz und Ehrfurcht zu verſchaffen. Da kam ihr in den folgenden Zeiten das Erwachen der Künſte und Wiſſenſchaften ſehr zu ſtatten. Sie brauchte von den erſtern zur Pracht und Schmuck ihrer Tempel und Altäre ſo viel ſie

Digitized by Google

nur konnte, und von den letztern was ihr Uebermaaß der Erkenntniß vor den übrigen gab. So wuchs die große Geſtalt, und deckte ihre innere Unkraft mit impoſanten und herrlichen äußerlichen Zurüſtungen." —

Königsberg. — Man ſpricht davon, daß die Ueberſendung der Doctordiplome, mit denen die hieſige Univerſität die göttinger Profeſſoren Albrecht und Wilhelm Weber zu ehren beabſichtigte und geehrt hat, nicht ganz ohne Verkümmerung hingegangen ſei. Bekanntlich aber ſind die Univerſitätsfacultäten in der Verleihung ihrer Grade und Ehrenbezeugungen durchaus unabhängig geſtellt und haben dabei nur ihrer eigenen Würde und Rückſicht zu gehorſamen. Ich kann Ihnen auch die Verſicherung geben, daß dieſe von einer preußiſchen Univerſität ausgehende Auszeichnung für Männer, welche die Ehre der Wiſſenſchaft mit ihrem Rechtsgefühl in Einklang zu bringen geſucht haben, und dadurch ihre bürgerliche Stellung opferten, durchaus im Sinne der Mehrzahl der hieſigen gebildeten Bevölkerung iſt, außerdem aber dem allgemeinen und urſprünglichen Prinzip unſeres Staates durchaus entſpricht. Auf unſerm entlegenen Terrain hören wir nur ſpät den Wellenſchlag des Tageslebens rauſchen, aber er trifft uns dann mit um ſo geſchärfterem und klarerem Bewußtſein, er wird uns nicht ſo leicht hinreißen und verſchlingen, doch wir werden ihn ruhig in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit aufnehmen. In der That beſeelt die edelſte Freimüthigkeit hier faſt alle Kreiſe der Geſellſchaft und dieſer rege humane Antheil an den Fragen des Tages, ſo wie der geſellige Geiſt, welcher Königsberg von jeher ausgezeichnet hat, machen das Leben an unſerer etwas rauhen Küſte ſo heimlich und behaglich. Sie begegnen hier auch einem ſehr lebhaften Antheil für die Literatur, es wird in Königsberg ſehr viel geleſen und der deutſche

Digitized by Google

Buchhandel dürfte ohne Zweifel bei uns ſtets auf einen weſentlichen Abſatz ſeiner Neuigkeiten zu rechnen haben. Die hieſige Hartung'ſche Zeitung, obwohl ſie keine Bedeutſamkeit irgend einer Art in Anſpruch nehmen kann, wirkt doch durch die Art, wie ſie die tagesgeſchichtlichen Thatſachen hervorhebt, in naivſter Weiſe liberal und behauptet dadurch einen erfreulichen Charakter. Der Univerſitäts-Profeſſor Karl Roſenkranz hat mit ſeinem beweglichen Geiſt auch auf die literariſche Bildung der hieſigen Geſellſchaft zurückgewirkt, ſein hoher Beruf iſt überhaupt die Populariſirung des Wiſſenſchaftlichen, in welche Arbeit ſich jetzt ſo viele ausgezeichnete Geiſter in der Zeit theilen, und in dieſer Weiſe haben die Vorleſungen, die Roſenkranz hier vor einiger Zeit vor einem gemiſchten oder wenn man will gewählten Publikum gehalten, genug des Anregenden auch geſellſchaftlich verbreitet. Ein anderer hier lebender, reichbegabter Schriftſteller iſt Alexander Jung, der durch frühe Unglücksfälle und tragiſche Geſchicke, die ihn betroffen, ſich mehr zur Zurückgezogenheit vom Leben als zum Hervortreten aufgelegt fühlt. Aus einer ſolchen Richtung ſind auch manche Irrthümer erklärlich, denen er in ſeinen kürzlich herausgegebenen „Briefen über die neueſte Literatur" ſich hingegeben. Sein Hinſtreben auf das Poſitive und die chriſtliche Beruhigung iſt darin wohlthuend und bemerkenswerth, da es mit einer ſo feurigen Hingebung an die bewegenden Intereſſen der Gegenwart ſich verſchwiſtert zeigt. Im Ganzen aber rechtfertigen dieſe Briefe, die auch zu einer großen Einſeitigkeit hinneigen, die Erwartungen nicht, die man nach früheren Talentproben des Verfaſſers von ihm hegen konnte. —

Ich füge noch einen Bericht über eine kleine Schrift von Roſenkranz bei, die vielleicht nicht die Bekanntſchaft des größeren Publicums machen wird, weshalb ich es angemeſſen erachte, Ihnen für den Freihafen das Wich-

Digitized by Google

tigſte daraus hervorzuheben. Dies iſt die Rede „über den Zweikampf auf unſern Univerſitäten“, die Profeſſor Roſenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Studenten-Duells, das hier vorgefallen, gehalten. Nachdem der Verf. einige treffende Bemerkungen über Zweck und Begriff des akademiſchen Lebens, über akademiſche Freiheit und über die Freiheit als die Poeſie des Lebens gemacht, geht er zu der Behauptung über, daß der Zweikampf weſentlich ein germaniſches Inſtitut ſei, und daß es zugleich in den Unzulänglichkeiten der bürgerlichen Verfaſſung des Mittelalters gelegen, den Zweikampf ſupplementariſch zur Beendigung ſolcher Zwiſtigkeiten herbeizurufen, welche nicht durch den gewöhnlichen Gang des Rechtes gehoben werden konnten. Der Verf. bemerkt, das Duell habe ſich unter den Studirenden noch am meiſten in dem rein germaniſchen Geiſt erhalten, ſo daß ſelbſt ein Profeſſor, ein geborener Scandinavier, Henrik Steffens, in ſeiner Schrift: die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, dem Duell eine glänzende Apologie gehalten habe.*) Der ſupplementariſche Charakter des Duells aber, bemerkt der Redner weiter, hat aufgehört, da eine ſolche Berechtigung nicht mehr in den heutigen bürgerlichen und geſetzlichen Zuſtänden liegt. Man habe von dem Myſticismus in der Ehre geſprochen, der nur durch das magiſche Medium des Blutes ſich befriedigen könne, allein es ſei anzunehmen, daß die jetzige Zeit die

*) In der That, man bekommt Mitleid mit dem Profeſſor Steffens, wenn man bedenkt, was ſich Alles aus ſeinen früheren Schriften ableiten und demonſtriren läßt! Noch intereſſanter wäre es, aus ſeinen „Carikaturen des Heiligſten“ die Stellen wieder abdrucken zu laſſen, wo er leidenſchaftlich für die Preßfreiheit ficht, auch in Bezug auf Preußen. Pſychologiſch merkwürdig aber ſind ſeine früheren Aeußerungen über das Duell, da ihm ſelbſt, nach ſeinen eigenen autobiographiſchen Geſtändniſſen, die Natur den perſönlichen Muth verſagt hat.

Digitized by Google

Capricen des ſogenannten point d'honneur, dieſe ſpaniſchen Grillen, hinter ſich habe, und daß die Ehre, ihrer Unendlichkeit unbeſchadet, mit einem geheimnißvollen Dunkel nichts zu thun hätte. Manche Geſetzgebungen hätten daher auch ſchon angefangen, den überlebenden Duellanten zur Erhaltung der Familie des Getödteten zu verpflichten. Das jetzige Duell aber ſei, wenigſtens auf den Univerſitäten, meiſtens ein Spiel, da der mittelalterliche Ernſt, der ſonſt eben mit ihm verſöhnt habe, daraus entwichen ſei. Nichtsdeſtoweniger ſei das Spiel ein gefährliches, und das Sprichwort warne, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Es ſei aber durchaus dem heutigen Standpunct der öffentlichen Meinung angemeſſen, den ſocialen Zwang zum Duelle aufhören zu laſſen, und die Studirenden müßten davon abſtehen, den Zweikampf fernerhin zum höchſten Kriterium der ſittlichen Tüchtigkeit zu machen. Der Redner ſchlägt vor, bei Ehrenfällen eine beſondere Jury zu bilden, deren Ausſpruch ſich die ſtrittigen Parteien zu unterwerfen hätten. Vortrefflich ſind ſeine Bemerkungen über die Landsmannſchaften und Burſchenſchaften auf den Univerſitäten. „Die Burſchenſchaft, ſagt der Verfaſſer, war ernſt und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geſchichte, ihr um ihrer politiſchen Ausſchweifungen willen dieſe Anerkennung zu verſagen; ſie bleibt eine der denkwürdigſten Erſcheinungen, und nur in einem Volke von ſo tiefem Gemüth und ſo wenig diplomatiſchem Talent, als das Deutſche, iſt eine ſolche Schwärmerei, ein ſolches Idealiſiren der Zukunft und ein ſolch verkehrtes Anfaſſen der Gegenwart möglich geweſen.“ — Darauf wird hervorgehoben, daß die Burſchenſchaften dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengeſtellt hätten. „Die gänzliche Auflöſung aller Studentenverbindungen, fährt der Verf. fort, iſt die Periode, in welcher wir gegenwärtig leben. Doch glaube ich, daß die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiften-

den Verdachtes, der politiſchen Unbeſonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuerſten Gut der Menſchheit, mit der Freiheit, die Periode der Verſchwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten ſchon vorüber iſt und daß wir wieder wahrhaft heitern Zeiten entgegengehen!" — Gegen den Schluß hin heißt es ſehr treffend und zeitgemäß: „Der Student wird ſich der großen Verſchmelzung aller Stände, die in unſerer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die ſchroffe Scheidung der Stände verſchwindet, während die innere Eigenthümlichkeit ſich vielleicht ſogar noch ſteigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächſt auch die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ſtändiſchen Unterſchiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie ſollen alſo Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber ſollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität ſich befleißigen!" —

Leipzig. — In dem diesjährigen Taſchenbuch Urania befindet ſich eine Novelle, Biondetta betitelt, die ſämmtlichen deutſchen Kritikern viel zu ſchaffen gemacht hat, und es war poſſirlich mit anzuſehen, wie ſich die meiſten in ihren ſogenannten Recenſionen damit herumquälten und ſich vergeblich abmühten, aus dem anonym gebliebenen Verfaſſer klug zu werden. Wir müſſen es dahingeſtellt ſein laſſen, ob die Verlagshandlung oder der Einſender dieſer Novelle ſich abſichtlich den Spaß gemacht haben, es auf eine Myſtification des leſenden und kritiſirenden Publikums abzuſehen, indem ſie die alte Quelle verſchwiegen, aus der ſie hier geſchöpft haben. Als Spaß iſt dies nicht übel, und der Ausgang hat gelehrt, daß man bei dieſer Myſtification ſeine Leute gekannt hat, denn faſt kein einziger unſerer gelahrten und geſtrengen Recenſenten hat etwas gemerkt. Die meiſten

Digitized by Google

freuten ſich, in dem Verfaſſer der Biondetta ohne Zweifel einen jungen Mann von vielverſprechendem Talent kennen zu lernen, einige ahnten die Nachbildung eines ausländiſchen Originals, blieben aber bei dieſer Vermuthung ſtehen, während Andere von Hoffmanniſcher Manier zu reden anfingen. Am ſauerſten hat es ſich der ſonſt ſinnreiche und geſcheidte Referent über die Taſchenbücher in den **Blättern für literariſche Unterhaltung** werden laſſen; dieſer Mann iſt ganz außer ſich, daß er über den Urſprung der in jedem Betracht geheimnißvollen Novelle nicht klar zu werden vermag und er wittert ſogar etwas von einer Myſtification. Um ſo grauſamer iſt es, daß die Redaction der Blätter für literariſche Unterhaltung, welche zugleich die Redaction und Verlagshandlung des Taſchenbuchs Urania iſt, ihren Referenten ſo ſehr hat ſchmachten laſſen, da es ihr doch, wenn ſie ſelbſt im Beſitz des Geheimniſſes geweſen, eine Kleinigkeit ſein mußte, ihrem armen Mitarbeiter einen Fingerzeig zu geben, was ſchon um der kritiſch gelehrten Würde ihres eigenen Journals willen, wie es uns wenigſtens ſcheinen will, erforderlich geweſen wäre. Oder war vielleicht die Verlagshandlung ſelbſt durch den Einſender myſtificirt? Oder wollte ſie bei dieſer Gelegenheit einmal ihren Referenten in den Blättern f. l. Unterh. auf den Zahn fühlen, wie weit es dieſelben in der Literaturgeſchichte gebracht? Genug, die Novelle **Biondetta** iſt nichts Anderes als eine **weltbekannte** Erzählung von **Cazotte**, **le diable amoureux**, die der Urania wahrſcheinlich aus dem Tieck'ſchen Kreiſe in Dresden beſcheert worden. Dieſe Erzählung iſt aber auch bereits durch mehrere deutſche Ueberſetzungen bei uns verbreitet geweſen, namentlich hat ſie Profeſſor Meyer in Bramſtedt auf eine ſehr gelungene Weiſe übertragen. Ein Freund, mit dem wir uns über dieſes ſeltſame Unglück des heutigen Recenſirweſens unterhielten, behauptete: man ſehe aus dieſem Vorgang, daß ſich heut

Digitized by Google

zu Tage die Tageskritik faſt gänzlich in den Händen des jungen Nachwuchſes befinde, der ohne eigentliche literariſche Baſis und ohne alle Kenntniß darauf loswirthſchafte und von der Hand in den Mund lebe! — In der That, man könnte es heut dreiſt darauf wagen, Herder, Leſſing und manchen Andern, ohne Namen neu abdrucken zu laſſen, die meiſten unſerer jämmerlichen und gottverlaſſenen belletriſtiſchen Journale würden den Urſprung nicht ahnen, und Leſſing würde vielleicht unter das junge Deutſchland geworfen werden! — Die in allen Dingen noble und gediegene Zeitung für die elegante Welt war die einzige, welche dieſe lächerliche Klippe umgangen und das Richtige ahnete. —

Die Leipziger Allgemeine Zeitung hat ſich in der letzten Zeit ein lebhafteres Intereſſe zu gewinnen verſtanden und iſt durch das neue Fahrwaſſer der göttinger und cölner Ereigniſſe etwas mehr flott geworden. Dies Journal läßt es ſich jetzt beſonders angelegen ſein, aufgeregten katholiſchen Umtrieben gegenüber die Stimme des proteſtantiſch=liberalen Geiſtes zu erheben, doch iſt ſchwerlich anzunehmen, daß ſie ſich dadurch auf die Dauer beliebt machen und Dank erwerben werde, da der weitverzweigte und tief wurzelnde Pietismus unſerer Zeit am Ende wieder die Oberhand erlangen wird und es in dieſem Pietismus Elemente giebt, welche dem Katholiſchen nur allzuſehr verwandt ſind und es lebhaft begünſtigen. Zum Verdienſt aber gereicht es dieſer Zeitung, daß ſie über das den Nachdruck und das literariſche Eigenthumsrecht betreffende Bundestagsgeſetz einen Artikel hat laut werden laſſen, worin die ungünſtigen Reſultate, welche daſſelbe für Autoren und Buchhändler darbietet, einer freimüthigen Beurtheilung unterliegen: unſeres Wiſſens der einzige Zeitungsartikel, in welchem dieſe Lebensfrage der deutſchen Literatur unter dieſem Geſichtspunct beſprochen worden. Nachdem das muſterhaft aus=

Digitized by Google

gearbeitete preußiſche Nachdrucksgeſetz publicirt worden, in welchem die Frage des literariſchen Eigenthumsrechts in einem weit umfaſſenderen und größeren Sinne gelöſt erſcheint, drängt es um ſo mehr, zu wünſchen, daß auch die allgemeinen deutſchen Beſtimmungen nach demſelben günſtigeren Maßſtab ſich erweitern möchten. Der Paragraph des Bundestagsgeſetzes, welcher den Schutz des geiſtigen Eigenthums auf zehn Jahre hin verheißt, erſchien anfänglich ſo wenig evident abgefaßt, daß bald nach der Publication deſſelben Manche der Meinung waren, das literariſche Eigenthumsrecht eines Werkes ſolle überhaupt nur zehn Jahre lang eines geſetzlichen Schutzes in den deutſchen Bundesſtaaten genießen. Dagegen lag nun freilich ſchon die Vorausſetzung zu Tage, daß dieſe Friſt nur die Jahre nach dem Tode des Urhebers oder Eigenthümers betreffen könne, und das preußiſche Geſetz hat dieſe Friſt der Berechtigung auf zwanzig Jahre mit klaren Ausdrücken feſtgeſtellt. Es mag immerhin großartig erſcheinen, daß die Werke eines Autors ſo bald ſchon an die ganze Nation zurückerben und daß dieſe gewiſſermaßen ſeine hinterbliebene Familie ausmache, der er ſein eigenſtes Eigenthum zum beliebigen Verbrauch überläßt, aber nimmt man nicht für die deutſche Literatur und den deutſchen Buchhandel den Geſichtspunct zu hoch an, wenn man es auf ſolche Großartigkeiten anlegt?? In Frankreich, wo der Autor ſchon bei ſeinen Lebzeiten an ſeinen Werken ein baares Capital erworben haben kann, das er den Seinigen hinterläßt, gewinnt dieſer Verfall ſeiner Bücher an die Nation einen andern Anſtrich und eine größere Berechtigung. Die franzöſiſchen Literaten nehmen gemeiniglich ſo viel Geld ein, werden bei ihrem Leben von der Nation ſo gehegt und gepflegt, daß nach ihrem Tode ihr Land allerdings ein gewiſſes Anrecht an ihre geiſtige Hinterlaſſenſchaft erworben zu haben ſcheint und man dort mit Recht fragen kann: wozu noch nach ihrem

Digitized by Google

Ableben ein mercantiliſches Monopol darauf fortdauern ſolle? In unſerm Deutſchland aber, wo man die Literatur haßt, verfolgt, ihr in jeder Weiſe das Athmen erſchwert und im beſten Falle ſie gering achtet und eben nur duldet, in Deutſchland, wo dieſer gehetzte Opferſtier, den man Schriftſteller nennt, bei ſeinem Leben nur die Qualen der Autorſchaft empfindet und die Seinigen mit ihm; wo er, wenn er nicht von den höhern Intereſſen, denen er ſich opfert, wahrhaft beſeelt wäre, lieber Holzhauer ſein möchte, als geiſtiger Lehrer einer durch ihr Naturell undankbaren und wegen ihrer Geldarmuth penibIen Nation: hier will man dem Literaten, wenn er nun nach ſeinem Tode endlich größere und unbeſtrittenere Anerkennung findet, und ſich für die Duldung und Verbreitung ſeiner Werke Alles günſtiger geſtaltet, hier will man ihm noch die Freude und Genugthuung rauben, daß er den Seinigen, die mit ihm gelitten und gerungen haben, ein Capital, ein Eigenthum hinterläßt, das ſie vor Elend und Mangel ſchützen kann?? — Auch für die innere Fortentwickelung der deutſchen Literatur iſt die kurzgemeſſene Ausdehnung des literariſchen Eigenthumsrechts eher zerſtörend als förderlich. Der Buchhandel wird ſich dadurch von koſtſpieligen Unternehmungen neuer Werke, für die er ein anſehnliches Honorar bewilligen ſoll, mehr oder weniger abgewandt fühlen, und ſich allmählig in ein bloßes Nachdrucker- und Kleinkrämergeſchäft verwandeln. Es läßt ſich aber erwarten, daß, beſonders von Preußen aus, der Literatur doch endlich zu ihrem Sieg werde verholfen werden, da es eine klare Thatſache iſt, daß die Ruhe, Würde und Ordnung unſerer modernen Staaten mehr dadurch gewinnt, daß man die Literatur begünſtigt, als daß man ſie untergräbt. —

Paris. — Das unter der Leitung des Herrn Savoye hier angekündigte Panorama de l'Allemagne wird vom Februar d. J. an in vierzehntägigen und ſpä-

ter in wöchentlichen Lieferungen erſcheinen und außer dem darſtellenden Text eine Reihe von Kunſtbeilagen jeder Art geben, in welchen nun Deutſchland, das alte ſowohl wie das moderne, nach allen ſeinen Richtungen hin, in ſeiner phyſiſchen ſowohl wie in ſeiner geiſtigen Natur, beſchrieben, beurtheilt, abgebildet und verherrlicht werden ſoll! Hr. Savoye weiß genau, was man den Pariſern bieten kann und muß, um einen Erfolg bei ihnen davonzutragen, außerdem hat er ſich mit der deutſchen Heimath in die unmittelbarſte und lebendigſte Verbindung geſetzt, und es ſind ihm auch bereits Zuſagen der erfreulichſten Art von den bedeutendſten jetzt lebenden Schriftſtellern Deutſchlands zur Unterſtützung dieſes Unternehmens eingelaufen, ſo daß man hoffen kann, es werde das **Panorama de l'Allemagne** durch ſeinen Erfolg die Schmach und die Obſcurität rächen, welche bisher auf allen germaniſtiſchen Unternehmungen dieſer Art hier in Paris gelaſtet. Das **Panorama** wird beſonders dadurch ein eigenthümliches Intereſſe behaupten, daß es größtentheils nur Originalaufſätze, von deutſchen ſowohl wie von franzöſiſchen Schriftſtellern, mittheilt, und deshalb auch in Deutſchland ein antheilnehmender Leſerkreis dafür zu erwarten ſein dürfte. Die Politik hat der Herausgeber gänzlich ausgeſchloſſen, und es müßte auch komiſch ſein, den Franzoſen von deutſcher Politik lebendige und inhaltsreiche Darſtellungen zu liefern. Hr. Savoye, ſo viel wir wiſſen, ein Rheinbaier von Geburt, gehört zu den wenigen Deutſchen, die in Paris mit deutſcher Sprache und Literatur Glück gemacht und ſich ein dankbares Publikum dafür zu verſchaffen gewußt haben. Das erſte Erforderniß dazu, das ſo vielen hier lebenden Deutſchen abgeht, iſt aber vor allen Dingen im Beſitz des Hrn. Savoye, nämlich eine dem Geſchmack der Franzoſen angemeſſene Perſönlichkeit, eine imponirende Haltung, vollkommene Herrſchaft über die Rede, ſchönes Organ u. dgl. Auf die

Franzoſen macht ein tiefes Organ mehr Eindruck als der tiefſte deutſche Aufſatz unſerer neuen ſpeculativen Genies. Mit welcher Meiſterſchaft übrigens Savoye die franzöſiſche Sprache handhabt, beweiſt unter Anderm ſeine vor einiger Zeit im Feuilleton des Temps erſchienene Ueberſetzung von Varnhagen von Enſe's „Feſt des Fürſten Schwarzenberg in Paris". Man hat ſich in deutſchen Blättern gewundert, wie viel ein franzöſiſches Journal in einer einzigen Nummer an Stoff verſchlucken könne. Jene Ueberſetzung des Varnhagen'ſchen Aufſatzes hat aber mehrere Auslaſſungen. Seltſam iſt, daß das franzöſiſche Blatt einige Namen des deutſchen Originals nicht ausgeſchrieben, ſondern nur mit den Anfangsbuchſtaben hat andeuten wollen. —

— Sie wollen wiſſen, wie ich Heine hier gefunden habe? Er lebt gegenwärtig mitten unter dieſem pariſer Getümmel in großer Zurückgezogenheit, obwohl er ſich dieſelbe angenehm und behäbig eingerichtet zu haben ſcheint. Den Franzoſen iſt er ziemlich wieder aus dem Geſicht gekommen, ich werde oft von franzöſiſchen Literaten gefragt: ob Monſieur „Eene" noch in Paris ſei, und es iſt natürlich, daß eine, noch dazu fremdländiſche, Celebrität, die nicht alle Tage etwas Neues auf den Markt zu führen ſich beeifert, in Paris bald für verſchollen gelten muß. Heine's Perſönlichkeit gefiel mir ſchon gleich auf den erſten Anblick ſehr wohl, obgleich man mir vorher in Deutſchland geſagt hatte, er ſei fett geworden und habe alle Jugendfriſche eingebüßt. Ich fand dies keineswegs beſtätigt, ſein Ausſehen iſt ſelbſt noch jugendlicher als es ſeine Jahre nöthig machen, denn Heine kommt doch nun bald in ein Alter, wo man es für Schmeichelei halten muß, zum „jungen Deutſchland" κατ' ἐξοχήν gerechnet zu werden. In ſeinem Sprechen hat er einen eleganten Ausdruck, der angenehm in die Ohren fällt. Sein Auge iſt ſcharf, zuſtechend, aber die

Schärfe verwiſcht ſich in der Hingebung des Geſprächs wieder in mildere Uebergänge. Seine Figur iſt eher klein als groß, aber keineswegs ſchwächlich. Wir ſprachen viel über die letzten deutſchen Literaturangelegenheiten und deren Conflicte mit den Autoritäten, in welcher Hinſicht ſich Heine in einem ſehr verſöhnlichen und klugen Sinne äußerte. Er meinte, was ihm großen Schaden gethan, ſei, daß es jetzt keine Wirth's und Siebenpfeifer's mehr gebe; nun dieſe fehlten, halte man leider Schriftſteller, die es bloß mit ideellen Intereſſen zu thun gehabt, dafür. Heine äußerte auch, er begriffe nicht, wie er dazu komme, in Deutſchland demagogiſchen Richtungen zugezählt zu werden. Er habe den größten Reſpect vor den Autoritäten, und werde ſich hüten, dieſelben zu erbittern, denn er ſei kein Rechthaber, und das Forciren liege ſchon gar nicht in ſeiner Tendenz. Von einem andern hier lebenden jungen Deutſchen erfuhr ich, daß Heine auf den Gedanken gekommen ſei, eine deutſche Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke von George Sand zu veranſtalten und eine umfaſſende Einleitung dazu als Vorrede zu liefern. Es wäre allerdings von großem Intereſſe, Heine über dieſen Gegenſtand zu vernehmen, aber ich zweifele an der Ausführung, und glaube, daß auch dies eine der vielen Notizen iſt, die ſich Heine in der letzten Zeit über ſeine Thätigkeit zu verbreiten den Spaß gemacht und die dann die Runde durch die neuigkeitsarmen deutſchen Blätter antreten. Womit er jetzt eigentlich beſchäftigt ſei, iſt ſchwer zu ſagen. Schon ſeit längerer Zeit zeichnet er Erinnerungen aus ſeinem Leben auf, die ſich wohl zu einem Ganzen ausrunden werden, aber es dürfte ſchwerlich in ſeiner Abſicht liegen, dieſelben in der nächſten Zeit zu veröffentlichen. Eben ſo möchte die Geſammtausgabe ſeiner Schriften, für die er eine bedeutende Ausfeilung verheißt, noch einige Jahre anſtehen dürfen. Mit einer fixen Idee aber ſcheint ſich Heine zu tragen, wenn er noch

Digitized by Google

immer glaubt, daß Wolfgang Menzel die Herausforderung, die er ihm über den Rhein zugeſandt, noch einmal bei Gelegenheit annehmen könne. —

— Der in der Revue de Paris erſchienene Aufſatz des Herrn Marquis von Cuſtine über Madame de Varnhagen hat für Deutſche vieles Intereſſe, obwohl er für das franzöſiſche Publikum nicht ausreichen möchte, ihm von der ganzen Erſcheinung und Bedeutung Rahel's eine anſchauliche und prägnante Vorſtellung zu überliefern. Die darin enthaltenen Ueberſetzungen einiger Briefſtellen Rahel's fließen keineswegs natürlich und geben einen Begriff von der Schwierigkeit, dieſe Gedanken dem franzöſiſchen Naturell anzuſchmiegen. Der Aufſatz ſelbſt iſt reich an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen und Andeutungen und iſt mit einem gewiſſen Sentiment und einer geiſtvollen Einfachheit geſchrieben, wie man es ſeit mehreren Jahren an den Aufſätzen der Franzoſen nicht mehr gewohnt war. Dies liebenswürdige Sentiment, das darüber ausgegoſſen, iſt dem ſubtilen Geiſte des Marquis von Cuſtine eigenthümlich. Aber es fehlt eine Geſammtanſchauung von Rahel, und Cuſtine hätte Das aufnehmen ſollen, was die neueſte deutſche Kritik bereits über dieſen Gegenſtand geleiſtet. Uebrigens geht er in ſeiner Beurtheilung von einem ſehr umfaſſenden Geſichtspunct aus, indem er gegen den Anfang hin ſagt: „Dieſe außerordentliche Frau kennen lernen, heißt Deutſchland ſelbſt ſtudiren, und vor allen Dingen Preußen, in einer Epoche, welche zugleich die glänzendſte ſeiner geiſtigen Entwickelung und die unglücklichſte ſeiner Geſchichte war: im Beginn dieſes Jahrhunderts“. Cuſtine lernte Rahel zuerſt im J. 1814 in Wien während des Congreſſes kennen und brachte zwei Jahre ſpäter einige Zeit in ihrem Umgange in Frankfurt am Main zu. Intereſſant iſt es, wie er das Eigenthümliche in der Unterhaltung Rahel's charakteriſirt, indem er ſagt: „Das Geſpräch

mit Rahel beſtand nicht etwa in einer mehr oder weniger glänzend ausfallenden Unterhaltung: es war vielmehr eine beſtändige innere Bewegung und Handlung bei ihr, die jedoch ſtets unerwartet war, weil ſie durch die Anregung und Stimmung der Perſon, die ſich mit ihr unterhielt, hervorgebracht und motivirt wurde; unterhalten iſt aber nicht das rechte Wort, denn Alles, was man der Frau von Varnhagen ſagte, klang unwillkürlich wie Bekenntniß und Beichte, bald freiwillig abgelegt, bald nicht. Ihre Art, wie ſie den Andern anhörte, war im Stande, die Lüge ſelbſt in Vertrauen umzuwandeln, und in das Herz des Leidenden drang ihr klarer Blick wohlthuend, wie man es ſelten geſehen". Bemerkenswerth iſt, was der Marquis von Cuſtine über den damals in Deutſchland in ſeiner Blüthe ſtehenden Göthecultus anmerkt, der ihm in ſeinen Uebertreibungen etwas lächerlich erſcheint und worüber er mit Rahel in einige Differenzen geräth. Der Brief, welchen er an die letztere über ſein Zuſammentreffen mit Göthe und deſſen Perſönlichkeit geſchrieben, und den er zum Schluß mittheilt, verdiente in Deutſchland allgemeiner bekannt gemacht zu werden. —

— Dr. Guhrauer, der durch ſeine Bemühungen um Leibnitz rühmlich bekannte junge Gelehrte, befindet ſich ſeit einigen Monaten hier und arbeitet fleißig auf der Bibliothek und in den Archiven. Die Ausbeute ſeiner hieſigen Forſchungen iſt gewiß nicht unbedeutend, ſowohl für Leibnitz ſelbſt und manche mit deſſen Leben und Schriften zuſammenhängende hiſtoriſche und philoſophiſche Gegenſtände, als insbeſondere für erörternde Ausführungen des Memoires über die Eroberung Aegyptens, womit ſich Dr. Guhrauer lebhaft beſchäftigt. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

3 2044 019 956 507

MAX RIEMER
HOF-BUCHBINDERMSTR.
KIEL, HOLSTENSTR.43

Digitized by Google

Digitized by Google